

Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 95 (2016)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1 166: No. 3 (2016)

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

13.05.2016 # 3/16

Post CH AG
8001 Zürich
AZB



Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

30306 / 13

Studentischer Journalismus global
**Gastbeiträge
aus aller Welt**



**abschaffung
bye-bye, kleine
Lebenfächer!**

**Abstimmung
Interview zum
Grundeinkommen**

**Absurd
Make-up vs.
Feminismus**



Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

School of
Engineering

Neuer Wind für Ihre Karriere.

Unsere praxisnahen Weiterbildungen eröffnen Ihnen neue Horizonte.

Hier eine Auswahl:

- CAS Product Innovation and Leadership for Engineers
- DAS/CAS Prozess- und Logistikmanagement
- CAS Qualitätsmanagement
- CAS Risikoanalytik und Risiko-Assessment
- Weiterbildungskurs «Basiswissen Energie»
- Weiterbildungskurs «Solarstromerzeugung, Speicherung und Eigennutzung in optimierten Stromnetzen»

Besuchen Sie unseren Infoabend am 22. Juni 2016!

Anmeldung und weitere Informationen:

www.zhaw.ch/engineering/weiterbildung



Zürcher Fachhochschule

www.zhaw.ch/engineering/weiterbildung

Free Office for Students

download here: aka.ms/freeOffice4Students

- For all your devices, no matter what operating systems (5 PCs/Macs + 5 Tablets/iPads + 5 Smartphones/iPhones)
- Including 5 TB free Online-Storage

 Office 365

Zürcher Studierendenzzeitung
94. Jahrgang
Ausgabe # 3/16
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
redaktion@medienverein.ch

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbuero.ch

Inserateschluss #4/16: 9.9.2016

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
31'197 (WEMF 2015), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 4/16: 11.9.2016

Redaktion
Oliver Camenzind, Laura Cassani [lac], Severin Frohofer, Reto Heimann [her], Nina Kunz, Michael Kuratli, Juliana Marie, Basil Noser, Andreas Rizzi, Simon Truog, Dominique Zeier

redaktion@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Dana Abed, Lucile Carré, Karina Gander [gan], Oshrit Gan-El, Frederik von Gerlach [vog], Karim Khaled Hashem, Mirza Hodel, Víctor López Jaramillo, Valérie Jost, Dana Kambris, Stephanie Meier, Michael Stähli [mis], Vani Vivek

Bilder und Illustrationen
Karina Gander, Ana Hoffmann, Armanda Mura, Marco Rosasco

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 3/16
The Fugees – Fu-Gee-La



Freiheit — Für diese Ausgabe haben wir unabhängige Studierendenzzeitungen auf der ganzen Welt gebeten, uns aus dem Alltag an ihren Unis zu berichten. Die Bilanz ist erschreckend: Ich lese von Journalismus, der wortwörtlich ums Überleben kämpft (Querétaro, S. 20), korrupten Machthabern, die jegliche Meinungsfreiheit unterdrücken (Kairo, S. 18–19), vom Ausverkauf des Staates (Tel Aviv, S. 22–23), von Klassen- und Kastenkämpfen um Bildung (New Delhi, S. 21) und der Angst vor dem Terror, der in eine heile Welt einbricht (Paris, S. 16–17).

Aus Berlin (S. 17) hingegen berichtet man uns, was wir von unserer eigenen Uni nur zu gut kennen: die lähmende Entpolitisierung der Studierenden. Das ist ja auch verständlich, wenn die grössten Probleme, die man an mitteleuropäischen Unis hat, die Abschaffung der kleinen Nebenfächer (S. 6–7) und die Bestrafung von Langzeitstudierenden (S. 9) sind. Neben den existenziellen Problemen unserer Schreibgäste wirkt das kleinlich.

Doch unser Blick über den Tellerrand hat mir gezeigt, dass hinter diesen – auf den ersten Blick kaum vergleichbaren – Problemen dasselbe steckt, in verschiedenen Massstäben: der Kampf für Freiheit und Gleichheit; gegen Raffgier, Sparmassnahmen, Privatisierungen und Korruption.

Was mir diese Ausgabe auch wieder einmal gezeigt hat: Wir können froh sein, nicht unter Lebensgefahr studieren zu müssen. Und zwar, welches Fach wir wollen und solange wir wollen – zu einem Preis, der fast für alle erschwinglich ist. Sorgen wir dafür, dass das so bleibt.

Michael Kuratli, Redaktionsleiter



CÉSAR 2016: BESTER DOKUMENTARFILM

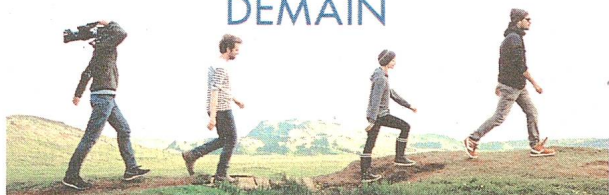
DIE WELT IST VOLLER LÖSUNGEN



Zuschauer-Rekord
in der
Westschweiz!

TOMORROW

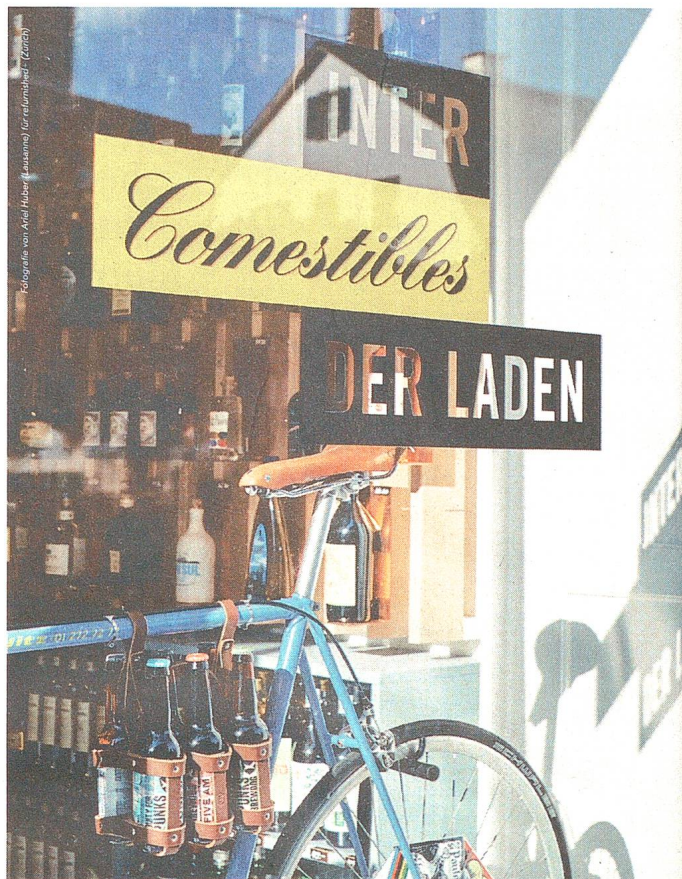
DEMAIN



EIN FILM VON
CYRIL DION UND MÉLANIE LAURENT

AB 26. MAI IM KINO

www.filmcoopi.ch



Intercomestibles, der Laden
Badenerstrasse 74, 8004 Zürich
Tel. 043 243 36 38, laden.intercomestibles.ch



Bezahlen Sie **15 bis 20 Rp.**
für Supplies Farbdrucker?

Bei uns bezahlen Sie
5 Rp. pro Farbdruck
Hochleistungsdrucker
inbegriffen!



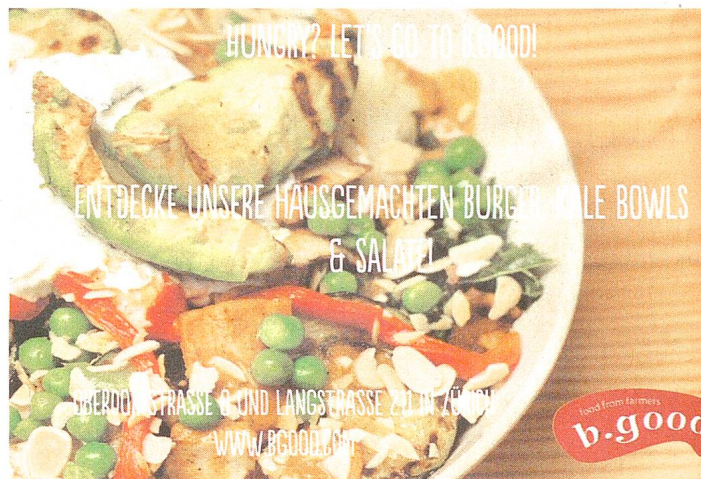
(Basis 10'000 Farbdrucke ISO-Norm 19798)

*Touchscreen 10,9 cm, 33 S./min. farbig,
doppelseitig 22 S./min.,

550 + 100 Papiervorrat, USB, Netz
s/w-Drucker: 1,5 Rp. Multifunkt. 3 Rp.
A3 5 Rp.

Farb-Drucker, -Kopierer, -Scanner, Fax:
8 Rp., A3: 12 Rp.

Datenblätter/Bestellungen: 041 799 50 00 / info@ocotex.ch



Neueröffnung

arzthaus Zürich Stadelhofen

Hausärzte • Notfälle • Gynäkologie • Dermatologie

arzthaus Zürich Stadelhofen
Goethestrasse 14, 8001 Zürich
Tel. 044 555 70 00

offen **365** Tage

arzthaus Zürich City
Lintheschergasse 3, 8001 Zürich
Tel 044 800 39 00



www.arzthaus.ch

LANGE ÖFFNUNGSZEITEN

NEU-
ERÖFFNUNG



Kollagen (zäh) wird zu Gelatine (zart): der Sous Vide Pork Belly.

7-Gänger auf der Polyterrasse

Im Mai betreiben fünf ehemalige ETH-Studierende ein Pop-up-Restaurant vor den Türen ihrer ehemaligen Alma Mater.

Stephanie Meier (Text) und Armanda Mura (Bild)

Der Frühling bringt Neues an die ETH: Vom 9. Mai bis 5. Juni steht auf der Polyterrasse ein temporäres Restaurant. Passend zum Standort werden dort Menüs nach naturwissenschaftlichen Methoden zubereitet. Das «Tastelab» ist das erste Grossprojekt von fünf ETH-Absolventinnen und -Absolventen, die während des Studiums schon gemeinsam Events organisiert haben – beispielsweise das Erstsemestrigenfest.

Einer von ihnen ist Remo Gisi. Von seinem Job bei einem Software-Unternehmen hat er für die Dauer des Projekts unbezahlte Ferien genommen. «Die Gastronomie ist mein Hobby, aber ich habe vorläufig nicht vor, sie zu meinem Beruf zu machen», sagt er. Die Leiterin des Projekts, Susanne Tobler, hat die Umorientierung schon gewagt. Die Astrophysikerin hat seit zwei Jahren einen eigenen Cateringbetrieb. Das Projekt soll sich durch die Einnahmen selbst finanzieren, die Kücheninfrastruktur wurde jedoch von unterschiedlichen Firmen gesponsert.

Teures Znacht, günstiger Zmittag

Im «Tastelab» setzt man auf molekulare Kochkunst – eine Zubereitungsart, für welche bisher nur exklusive Restaurants bekannt waren. «Wir wollen demonstrieren, dass diese Techniken auch für

gewöhnliche Küchen geeignet sind», so Gisi. Dafür werden Utensilien wie Rahmbläser, Dampfkochtopf und Vakuumgerät verwendet. Im Dampfkochtopf könne man beispielsweise ganz einfach Mais karamellisieren. In einer herkömmlichen Pfanne würde bei derselben Temperatur Popcorn entstehen. Das Team schrecke auch vor aufwändigen Verfahren nicht zurück, erklärt Gisi weiter. So würde das Siedfleisch beispielsweise drei Tage lang im Wasserbad bei kontrollierter Temperatur zart gegart. Sonst stehen auf der Karte exquisite Gerichte wie Brötchen mit Pistazien-Butter, Pot de Crème (Ei mit Ahornsirup) oder Schweinebauch mit Granatapfel.

Abends wird im «Tastelab» ein 7-Gang-Menü für 128 Franken angeboten, dazu kann eine sogenannte Weinbegleitung bestellt werden. Bei dieser Dienstleistung erhalten die Gäste zu fast jedem Gericht ein passendes Glas Wein. Die Getränke sind nicht im Preis inbegriffen. Dass dies für Studierende sehr teuer ist, weiss das Team. «Das Abendessen ist eher für Alumni und sonstige Gäste aus der Stadt gedacht», sagt Gisi. Am Mittag sei das Menü erschwinglicher. Es gibt nur einen Gang und der kostet etwa 20 Franken. Der Brunch am Wochenende liegt preislich im mittleren Segment: Für 46 Franken wird eine Auswahl von rund zehn verschiedenen kleinen Gerichten serviert – ein kleines Privatbuffet.

Kaffee aus der Szene-Beiz

Das provisorische Gebäude besteht fast vollständig aus recycelbaren Materialien und bietet Platz für 120 Gäste. Der Aufbau dauerte zwei Wochen und wurde von Studierenden und Kolleginnen und Kollegen des Organisationsteams gestemmt. Das Gebäude ist auf allen Seiten offen und bietet einen spektakulären Ausblick über die Stadt. Bei kaltem Wetter können die offenen Seiten mit einer durchsichtigen Folie abgedichtet werden. Neben dem Restaurant befindet sich im Pavillon auch eine Bar. Für den Kaffee wurde eigens ein Barista aus dem Szene-Café «Dante» angestellt. Auch ausgefallenerer Getränke wie Randen-Apfel-Zitronen-Saft sind erhältlich. ♦

Öffnungszeiten und Buchung unter: www.tastelab.ch

Grosser Streit um kleine Fächer

An der Philosophischen Fakultät werden die kleinen Haupt- und Nebenfächer gestrichen. Damit sind nicht alle einverstanden.

Oliver Camenzind und Reto Heimann

Die Befürchtung ist wahr geworden: An der Philosophischen Fakultät (PhF) werden die kleinen Nebenfächer und die kleinen Hauptfächer abgeschafft. Das bedeutet, dass es im Bachelor nicht mehr möglich sein wird, zwei Hauptfächer à 90 ECTS-Punkte zu belegen, sondern nur noch eines à 120. Die Wahlfreiheit für Studierende wird damit eingeschränkt.

Die Änderungen betreffen nebst der Bachelor- auch die Masterstufe, wie Dekan Andreas Jucker am 25. April mitteilte. Begründet werden diese Schritte mit der Angleichung an internationale Standards. Es sei üblich, dass bloss in einem Haupt- und einem Nebenfach abgeschlossen wird. Zudem habe eine Umfrage gezeigt, dass «die Studierenden mit unseren Strukturen weniger zufrieden sind als jene an anderen Schweizer Universitäten», erklärt Jucker. «Das kann uns nicht egal sein.»

Kleine Fächer unter Druck

Christoph Riedweg, Professor für klassische Philologie, steht der gesamten Reform «dezidiert negativ» gegenüber. Auf Anfrage sagt er, sie bedeute einen

Vielfalt unserer Universität bei.» Wenn man wisse, welchen Stellenwert der Head-Count in der aktuellen Universitätspolitik hat, könne man die Langzeitfolgen leicht abschätzen, meint Riedweg.

Dekan Jucker sieht das anders. Durch die Umstrukturierung würden kleinere Fächer langfristig geschützt und gestärkt, argumentiert er: «In Zeiten des Spardrucks sind die kleinen Fächer deutlich stärker gefährdet als solche, die als obligatorische Elemente in grössere Programmen eingebettet sind. Da Erstere mit geringer Ausstattung versuchen müssen, eigene Programme anzubieten.»

Widersprüche

Jucker betont, dass die Beschlüsse in allen Gremien mit «grosser Mehrheit» gefällt worden seien. Hört man sich unter Professorinnen und Professoren um, klingt es freilich etwas anders: Nachdem dieselbe Reform vor sechs Jahren auf demokratischem Weg gescheitert sei, habe man diesmal den Top-down-Weg gewählt und die Fakultätsversammlung erst in einem zweiten Schritt mit einbezogen.

Skepsis äussert

auch die Studentin Stephanie Grob von der KriPo. Der unipolitische Verein sieht in der Abschaffung der Nebenfächer einen Autonomieverlust der Studierenden und eine qualitative Verschlechterung des Lehrangebots. Grob sieht nicht ein, wieso nicht früher mit der Studierendenschaft kommuniziert wurde. Zudem ist sie irritiert, dass sich Studiendekan Müller

Nielaba noch vor einem halben Jahr (ZS #5/15) klar gegen breitere Studiengänge ausgesprochen und diese als «Unfug» abgetan hat. Genau eine solche Entwicklung sei mit der Abschaffung der kleinen Nebenfächer nun aber angestossen worden. «Was soll man da noch glauben?», fragt

«Was soll man noch glauben?»

sich Grob.

Rektor Hengartner relativiert die allgemeine Erregung. «Die gleiche Diskussion haben wir auch immer wieder, wenn Institute fusionieren. Auch da hat man sofort das Gefühl, dass abgeschafft und gespart werden soll. Nichts von beidem tritt jeweils ein.»

Versteckte Sparmassnahme?

Ausser der Philosophischen streicht aber keine andere Fakultät ihre kleinen Nebenfächer. Die Wirtschaftswissenschaften wollen – im Gegenteil – diese gerade einführen, während die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer ihre Struktur beibehalten – mit kleinen Nebenfächern. Dies bestätigten die entsprechenden Dekanate. Spürt nur die PhF die negativen Seiten der Bologna-Reform?

Den Eindruck, dass nur in den Geisteswissenschaften gespart werde, kommentierte Hengartner mit der Bemerkung: «Es werden da alte Zöpfe abgeschnitten, wo sie abgeschnitten werden dürfen.» Zum Vorwurf, die Abschaffung der kleinen Nebenfächer sei eine versteckte Sparmassnahme auf Kosten der Wahlfreiheit der Studierenden und der kleineren Fachrichtungen, sagt er: «Ich habe nicht das Gefühl, dass mit der Umstrukturierung auch nur ein Rappen gespart werden kann. Das ist auch nicht das Ziel.» ♦

«Studierendenzahlen sind wichtig für die Legitimierung von Fachrichtungen.»

Verlust an gelebter Interdisziplinarität. Ausserdem könne die Abschaffung des kleinen Nebenfachs in kleineren Fächern zu einem Verlust von bis zu einem Drittel der Studierenden führen. Und das wiege schwer: «Die kleinen Fächer machen zusammen immerhin 30% der Philosophischen Fakultät aus und tragen entscheiden zur einzigartigen disziplinären

Universell vs. Universitär

Für Bildung statt Ausbildung — Es gibt einen grundlegenden Unterschied zwischen Bildung und Ausbildung. Die Ausbildung zielt darauf ab, dich so gut und schnell wie möglich auf dein Berufsleben vorzubereiten. Sie ist das berühmte Mittel zum Zweck. Bildung hingegen hat einen anderen Anspruch: Bildung rückt das Verlangen nach Wissen ins Zentrum. Bildung ist die Freude daran, Neues zu lernen. Bildung ist Wissensdurst.

Ein kleines Nebenfach ist aus der Perspektive der Ausbildung betrachtet ziemlich überflüssig. Es bereitet dich so gut wie gar nicht auf das Berufsleben vor. Der Nachweis eines abgeschlossenen Nebenfachs ist auf dem Arbeitsmarkt nichts wert. Wenn man die Universität als reinen Ausbildungsort sieht, dann gehören die kleinen Nebenfächer zu Recht abgeschafft.

Die Universität ist aber viel mehr als ein Ausbildungsort: Hier soll Wissen um des Wissens willen vermittelt werden. Wenn du Lust hast, jenseits aller beruflichen Überlegungen, jenseits aller rationalen Abwägungen ein Fach zu belegen, das dir einen sehr groben Überblick über eine einzelne Disziplin verschafft, dann sollst du das tun können. Wenn du studierst, nicht weil du später mal Karriere und das grosse Geld machen willst, sondern weil du wiss- und lernbegierig bist, dann ist der Wegfall der kleinen Nebenfächer für dich ein echter Verlust. Die Abschaffung mag kein Ausbildungsabbau sein; sicher aber ist sie ein Bildungsabbau!

Die Unileitung kann noch so schönfärberisch und salbungsvoll ausführen, dass der Wegfall der kleinen Nebenfächer dein Studium übersichtlicher mache und dich besser auf dein Berufsleben vorbereite: Am Ende bleibt das Ganze blosser Harmonisierungswahn und blinde Sparwut!

Du musst dir nicht vorwerfen lassen, etwas aus reinem Interesse heraus zu studieren. Du musst dir nicht vorwerfen lassen, dass dein kleines Nebenfach – dein Studium – wertlos ist. Ansonsten schaffen wir nämlich einen Imperativ, alles in Frage zu stellen, alles abzuschaffen, was unmittelbar nichts nützt. Und ein solcher Imperativ hat an einer Universität nichts verloren!

Reto Heimann

Schlecht beraten

Der VSUZH hat die Abschaffung der kleinen Nebenfächer an der Philosophischen Fakultät verschlafen. Wie konnte das geschehen?

Oliver Camenzind

Die Abschaffung der kleinen Nebenfächer an der Philosophischen Fakultät droht Realität zu werden. Der VSUZH hat deshalb auf Antrag der KriPo hin an seiner Sitzung vom 20. April geschlagene dreieinhalb Stunden über die Angelegenheit diskutiert. Doch nur fünf Tage später kommunizierte die Universitätsleitung ihren Beschluss und schuf damit Fakten. Der Rat konnte die Entscheidung also weder verhindern noch beeinflussen. Wie konnte das passieren?

Mangelndes Interesse

Der Plan der Universitätsleitung, die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer in ein reines Major-Minor-System zu überführen, war schliesslich schon an der letzten Jahresmedienkonferenz vom Rektor angekündigt worden. Und sowohl in der KriPo als auch an verschiedenen Instituten hatte die Reform seit Langem zu reden gegeben. Mit der Behauptung, die KriPo habe ihren Vorstoss zu spät eingereicht, machen es sich der Rat und dessen Vorstand daher allzu leicht.

Daher nochmals die Frage: Warum hat der VSUZH sich der Sache nicht frühzeitig angenommen? Die Antwort ist einfach: Er fühlte sich schlicht nicht verpflichtet und tut es noch immer nicht. Hört man VSUZH-Co-Präsident Christian Schmidhauser zu, so entsteht gar der Eindruck, man hätte sich selbst darum kümmern müssen. Er argumentiert: «Wie aus zahlreichen Protokollen vergangener Sitzungen hervorgeht, waren die nötigen Informationen für die Interessierten verfügbar, sodass sie sich, falls sie es wollten, mit der Umstrukturierung auseinandersetzen konnten.» Gleichzeitig habe die studentische Vertretung in der Fakultätsversammlung die Reform mehrheitlich mitgetragen, so Schmidhauser weiter.

Dabei darf jedoch nicht vergessen gehen, dass die Vertretung in der Fakultätsversammlung von der Konferenz der Fachvereine und nicht von der studentischen Basis gewählt wird. Demokratische Vertretung sieht anders aus. Einzig der VSUZH-Rat hat diese Legitimation. Daher kann die Zuständigkeit des VSUZH für ein studentisches Thema wie die Fächerreform nicht gelegnet werden.

Dass mangelndes Verantwortungsgefühl und nicht mangelndes Interesse schuld ist, gibt sogar Schmidhauser zu: «Das Thema hat in letzter Zeit in einigen Kreisen Feuer gefangen.»

Verschobene Politik

Beschlossen hat der Rat an der Sitzung dann übrigens nur, erst die Studierendenschaft nach ihrem Befinden zum Thema zu befragen. Leider eine vergebene Mühe, denn durch das spektakulär schlechte Timing ist die Aussicht auf Mitsprache zum jetzigen Zeitpunkt gleich null – und eine Umfrage damit Makulatur.

Es bleibt zu hoffen, dass zündende Ideen in Zukunft wieder vermehrt vom VSUZH-Rat selbst kommen und umgesetzt werden und er nicht den Beschlüssen der Universitätsleitung hinterherhechtet. Und statt Umfragen sollten mehr Lösungen in Angriff genommen werden: Zum Beispiel hinsichtlich der drohenden Erhöhung der Studiengebühren oder der geplanten Studienzeitsbeschränkung – bevor es wieder zu spät ist. Diese beiden Traktanden wurden wegen der langen Diskussion nämlich auf nächste Sitzung verschoben. ♦

«Der Frauenmangel im Rat ist eine Phase»

VSUZH-Vorstandsmitglied Luisa Lichtenberger über Geschlechterquoten und politische Wunschvorstellungen.

Valérie Jost (Interview)

Luisa, du bist ja schon seit mehreren Jahren in Schüलगremien aktiv ...

Luisa Lichtenberger: Genau, ich habe als Mitglied unserer Schülerorganisation begonnen. Danach bin ich zur Union der Schülerorganisationen und zusätzlich zur Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände. In der Ersteren bin ich immer noch aktiv, da man bis zu drei Jahre nach der Matur dabei bleiben kann. Allerdings werde ich mich bei den nächsten Wahlen nicht mehr zur Verfügung stellen. In der Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände bin ich seit Kurzem im Vorstand und werde mich weiter engagieren.

Was ist dir bei deinem Engagement besonders wichtig?

Die Partizipation der Studenten und Schüler zu ermöglichen. Die Universitäten wie auch die Schulen sind grosse Institutionen, und Schüler und Studenten müssen die Chance haben, über organisierte Gremien daran zu partizipieren. Damit die da oben nicht vergessen, dass sie nicht einfach machen können, was sie wollen. Und dass wir auch Ideen haben, die das Hochschulsystem und das Studentenleben vereinfachen könnten. Dafür setze ich mich ein.

Wenn du über Nacht eine Sache an der Schweizer Politik ändern könntest, was wäre das?

Bildungssparmassnahmen abschaffen. Es stört mich sehr, dass die Leute das Gefühl haben, sie können in der Bildung sparen. Als ob wir sonst so viele Ressourcen hätten, die unser Land reich machen. Es wird nämlich ausgerechnet dort gespart, wo immer gesagt wurde, das zeichne die Schweiz aus.

Wie stehst du zu Geschlechterquoten?

Bei ehrenamtlichen Engagements kann man sich heute keine Geschlechterquoten mehr leisten. Es ist paradox, wenn jemand nicht ehrenamtlich arbeiten kann, weil er das falsche Geschlecht hat. Viele Organisationen suchen ja händeringend nach Leuten. Wenn es aber um Managementpositionen in Firmen geht, könnten Quoten schon etwas bringen. Dort herrscht meiner Meinung nach oft noch Vetternwirtschaft.

Wie siehst du das Geschlechterverhältnis im VSUZH?

Ich denke, der Frauenmangel im VSUZH ist nur eine Phase. Ich habe oft gesehen, dass Vereine solche Phasen haben. Das kann sich schnell wieder ändern. Wieso sich an den Sitzungen weniger Frauen melden als Männer und ihre Wortmeldungen oft kürzer sind, kann ich aber nicht genau sagen. Und daran können wir als Verband leider auch nicht viel ändern. ♦



Zur Person

Luisa Lichtenberger (19) studiert an der Uni Zürich seit 2015 Jus. Im März 2016 wurde sie in den VSUZH-Vorstand gewählt, sie betreut dort das Ressort Bildungspolitik. Daneben engagiert sie sich in der Union der Schülerorganisationen und der Schweizer Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände.

Geschlechterproblem im VSUZH

Quote oder getrennte Redelisten als Lösung?

Valérie Jost

Zu wenige Frauen, die zu wenig sagen. Der VSUZH-Rat scheint das Problem zumindest erkannt zu haben: Zuletzt wurden die Frauen im VSUZH-Rat in der Sitzung vom 13. November 2015 dazu aufgefordert, sich in Zukunft mehr in die Diskussion einzubringen. Doch auch in der letzten Ratssitzung am 20. April 2016 gab es wenig weibliche Wortmeldungen.

Jonas Walther von der Fraktion IGOR (Interessensgemeinschaft Oerlikon) bestätigt die Tatsache: «Die Frauen melden sich im VSUZH weniger zu Wort als die Männer und sind an den Sitzungen auch weniger stark vertreten.» Ratsmitglied Tobias Hensel von der Fraktion filo erzählt, dass es bis vor drei Jahren, damals noch im StuRa, eine Ein-Drittel-Geschlechterquote gegeben habe. Das hiess, dass das weniger stark repräsentierte Geschlecht – meistens das weibliche – mindestens ein Drittel der Ratssitze besetzen musste. «Diese Quote wurde aber 2013 mit der neuen Geschäftsordnung des VSUZH wieder gestrichen», bemerkt Hensel. Damals wurde auch der Vorschlag einer getrennten Redeliste abgelehnt, nach der sich Wortmeldungen von Frauen und Männern immer hätten abwechseln müssen.

Wenigstens gibt es Grund zur Hoffnung, wenn man den Gesprächspartnern – wohlbemerkt und vielleicht nicht ganz zufällig alles Männer – glaubt: So ist zum Beispiel der VSUZH-Vorstand ausgeglichener besetzt als auch schon, nämlich mit zurzeit fünf Männern und drei Frauen. Nicolas Diener, Mitglied der Fraktion filo, kommentiert: «Es gab Zeiten, in denen der gesamte Vorstand in Männerhand war. Trotzdem gibt es auch heute noch Luft nach oben.» ♦

Es lebe Humboldt!

Gut Ding will Weile haben — Langzeitstudierende beziehen auf Kosten der Gesellschaft einen Service, ohne eine Gegenleistung zu erbringen. Sie sind auf dem Arbeitsmarkt weniger wert, gelten als Inkarnation von Faulheit und Disziplinlosigkeit und tun nicht mal was für die Statistik. So die landläufige Meinung.

Vielleicht ist es Zeit für eine Grundsatfrage: Weshalb wird Studieren als notwendiges Übel zum grossen Zweck, der eigenen Profitabilität auf dem Arbeitsmarkt, angesehen? Wieso gilt es als Verschwendung – von Zeit, Geld und Ressourcen –, zu studieren, ohne am Schluss einen akademischen Titel zu erhalten? Warum geniessen Bulimielernende, die nach sechs Semestern abgeschlossen haben, ein höheres Ansehen als akribisch Forschende, die ihre Studien über Jahre vertiefen?

Durchhaltewillen und Disziplin zeigt an der Akademie nicht, wer so schnell wie möglich so viel wie möglich in seinen Kopf lädt, sondern, wer sich mit der Materie auseinandersetzt – auch mal länger als nötig, um Punkte zu kriegen. Doch das System Bologna, das auf Kreditpunkte und «Output» setzt, scheint das Humboldtische Bildungsideal längst abgelöst zu haben. Wer 40 Semester Geschichte studiert, wird heute als Problemfall taxiert. Dabei wurden Universitäten gerade für solche Leute gegründet. Für Berufsausbildungen gibt es Fachhochschulen. Und zu glauben, Langzeitstudierende ohne Abschluss brächten der Gesellschaft nichts, ist genau so verfehlt, wie zu glauben, dass alle Diplomierten Heilsbringer seien. Aber darüber muss sich vielleicht weniger die Unileitung Gedanken machen als vielmehr die Gesellschaft – also wir.

Severin Frohofer

Beschränkungen nach Fakultäten

MNF & ThF: Das Doppelte der Regelstudienzeit gilt als Obergrenze, danach ist kein Abschluss mehr möglich.

MeF: ECTS-Punkte verfallen nach sechs Jahren. Die entsprechenden Module dürfen nicht wiederholt werden, was zum Abschluss aus dem Studium führt.

RWF: Erworbene Kreditpunkte sind zehn Jahre anrechenbar.

WWF: ECTS sind fünf Jahre anrechenbar. Verfallene Module dürfen aber auf Bewilligung wiederholt werden.

Uni will Studienzeitbeschränkung

Nach Bern und St. Gallen will nun auch die Uni Zürich Langzeitstudierende loswerden. Die Entrüstung ist gross.

Severin Frohofer

Ab dem 13. Semester verdoppeln sich die Studiengebühren jedes Semester automatisch, das 16. kostet somit 12'000 Franken. An der Uni Bern ist das Realität. So weit wird es in Zürich in naher Zukunft nicht kommen. Aber die Zeiten, in denen man ungestraft seinen Studien nachgehen konnte, ohne sich um die Dauer seiner Immatrikulation zu kümmern, sind auch hier bald vorbei.

Individuelle Regelung

In den kommenden Jahren treten nach und nach die neuen Rahmenverordnungen der Fakultäten in Kraft. Eine der bedeutendsten Neuerungen ist die Begrenzung der Studienzeit: Die Obergrenzen für Bachelor und Master werden je zwölf Semester betragen. Danach erhöhen sich die Studiengebühren – um welchen Faktor, hat der Universitätsrat noch zu entscheiden. Gesetzlich geregelt ist einzig, dass die Nettokosten nicht überschritten werden dürfen. Das ist der Betrag, den ein Studi die Uni kostet – was hier eingerechnet wird, ist aber immer wieder Diskussionspunkt. Damit ist Zürich nach St. Gallen und Bern die dritte Universität in der Schweiz, die die Studienzeitbeschränkung einführt.

«Dieser Schritt ist nötig, um für Studierende, die fakultätsübergreifend studieren, einheitliche Regelungen zu schaffen», erklärt Otfried Jarren, Prorektor Geistes- und Sozialwissenschaften, der für den Querschnittsbereich Lehre verantwortlich ist. Momentan handhaben die Fakultäten die Beschränkung der Studienzeit alle unterschiedlich – einzig die Philosophische Fakultät kennt bislang keinen entsprechenden Passus. Im Zuge der neuen Musterrahmenverordnung, die die Regelungen aller Fakultäten harmonisieren soll, soll dies geändert werden. Statt dass aber nach einer gewissen Zeit

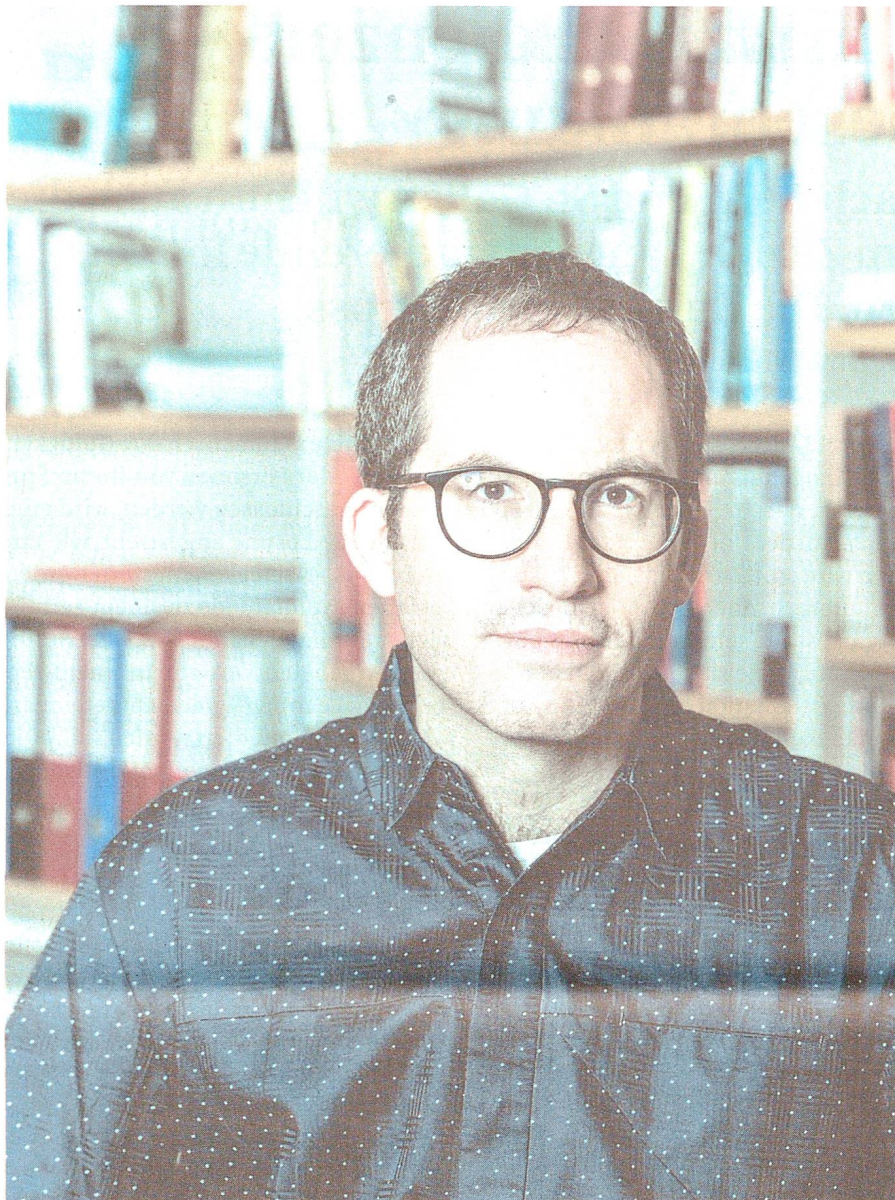
Kreditpunkte automatisch ihre Gültigkeit verlieren oder Personen von ihrem Studium ausgeschlossen werden, wird eine individuelle Lösung angestrebt, wie Jarren betont: «Nach elf Semestern werden betroffene Studierende zu einem Termin bei der Studiendekanin bzw. dem Studiendekan gebeten, wo dann in einem persönlichen Learning Agreement vereinbart wird, wie weiterstudiert werden soll.» Die Sanktionen treten also nicht unbedingt sofort ein.

«Keine faulen Säcke»

Elias Ritzi, Mitglied der KriPo-Fraktion im VSUZH-Rat, der als Vertreter der Studierenden in der Lehrkommission eintritt, findet, dass die Uni es sich zu einfach macht: «Studierende, die doppelt so lange studieren, wie es die Regelcurricula vorsehen, sind nicht einfach faule Säcke. Die Allermeisten arbeiten neben dem Studium oder engagieren sich anderweitig.» Nicht alle hätten Eltern, die einem alles finanzieren, und das Leben in Zürich würde ein hohes Arbeitspensum erfordern.

Für Jarren zählt ein anderer Gedanke: «Die Idee ist, dass man sich bewusst ist, dass die Ressource etwas kostet. Man hat seine Freiräume, aber man muss auch seine Leistung bringen.» Wer nebenbei aus reinem Interesse studieren wolle, ohne abzuschliessen, müsse halt dafür bezahlen – oder sich als Hörerin oder Hörer einschreiben.

Ritzi ist froh, dass wenigstens das Modell Bern klar verworfen wurde. Es wird sich zeigen, was das Modell Zürich bewirken wird; ob sich die «faulen» Langzeit- zu «effizienten» Musterstudis mausern – oder ob wir uns als eine Studierendenschaft voller Härtefälle entpuppen. ◇



Professor Matthieu Leimgruber forscht zum Sozialstaat.

«Ein intellektuelles Problem»

Sozialhistoriker
Matthieu Leimgruber über das bedingungslose Grundeinkommen.

Reto Heimann und Mirza Hodel (Interview)
Marco Rosasco (Bild)

Am 5. Juni stimmen wir über die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens ab. Stellt ein Ja unser Sozialsystem auf den Kopf? Was ist aus sozialstaatlicher Sicht grundlegend neu daran?

Matthieu Leimgruber: Bedingungsloses Grundeinkommen und soziale Sicherheit sind zwei verschiedene Dinge. Die Grundidee der sozialen Sicherheit ist es, die Menschen gegen Risiken in der Gesellschaft zu versichern. Sie ist immer an die Bedingung der Arbeit gebunden. Sozialversicherungen regeln, was passiert, wenn man krank oder arbeitslos ist oder in Rente geht. Das bedingungslose Grundeinkommen verfolgt einen anderen Ansatz: Die Initianten wollen das Grundeinkommen unabhängig vom

bestehenden Sozialversicherungssystem einführen. Es wird dabei offen gelassen, ob das Grundeinkommen die bestehenden Sozialversicherungen ersetzen oder erweitern soll. Das ist eine der Hauptproblematiken der Initiative. Was passiert mit der sozialen Sicherheit, wenn man ein Grundeinkommen einführt? Brauchen wir dann noch eine Arbeitslosenversicherung? Ist die AHV, wie die Initianten vermuten, dann hinfällig? Es steht in den Sternen, was mit den bestehenden Zweigen der sozialen Sicherheit passiert, sollte die Initiative angenommen werden.

Ist das bedingungslose Grundeinkommen ein Kind unserer Zeit? Steht es für einen gesellschaftlichen Umbruch?

Bestimmt. Eine solche Diskussion ist typisch für historische Phasen, in denen alles ein wenig im Fluss ist. Es ist durchaus vergleichbar mit der Situation Ende des 19. Jahrhunderts, als das erste Mal über die Verwirklichung eines Sozialstaats in ganz Europa nachgedacht wurde. Solche Debatten wurden oft von utopischen Projekten für eine bessere Welt begleitet. Es gibt heute auch grosse Fragezeichen, wenn es um die Zukunft unserer Gesellschaften geht. Ich stelle auch eine Rückkehr zu Diskussionen über Ungleichheiten fest. Viele sind der Ansicht, dass Arbeit zwar nicht verschwinden, aber je länger, desto ungleicher verteilt sein wird. Das Grundeinkommen ist Teil dieser Debatte.

Die Initiantinnen und Initianten betonen immer wieder, dass es keine Katastrophe sei, wenn die Initiative scheitert. Die AHV habe auch mehrere Anläufe gebraucht. Ist der Vergleich mit der AHV haltbar?

Es stimmt, dass die AHV fast 50 Jahre gebraucht hat und mehrere Blockaden erfuhr, ehe sie 1947 verwirklicht wurde. Aber die Idee der AHV war rasch in breiten Kreisen der Gesellschaft akzeptiert. Ihre finanzielle Umsetzung war höchst kontrovers, nicht aber ihr Prinzip. Die AHV war kein radikaler Umbau, wie es das Grundeinkommen wäre. Das Grundeinkommen befindet sich in einer Orientierungsphase. Von daher hinkt die Analogie.

Schafft das bedingungslose Grundeinkommen mehr soziale Sicherheit?

Es kommt ganz auf die Umsetzung an.

Die Idee hinter dem Grundeinkommen ist sicher, mehr Sicherheit für die Leute zu schaffen. Die Initiantinnen und Initianten verkaufen das Grundeinkommen als eine Zauberlösung für viele gesellschaftliche Probleme. Aber viele Probleme werden gar nicht erst diskutiert im Umfeld dieser Initiative, obwohl sie bestehen. Mascha Madörin, eine feministische Ökonomin, hat zum Beispiel in verschiedenen Artikeln die Frage aufgeworfen, was passiert, wenn sie sich um ihre betagte Mutter kümmern muss, oder was passiert, wenn sie selbst mal alt ist. Die ganze Care Economy ist nicht geregelt durch diese Initiative. Weiter bemängelt Madörin, dass die Initiative Geschlechterbeziehungen fast vollständig ausklammert: Wofür bekomme ich das Grundeinkommen? Bekomme ich es zusätzlich zu meiner Lohnarbeit? Oder ist es auch als Entschädigung für Haushaltsarbeit zu sehen?

Ein philosophisches Problem.

Absolut. Das bedingungslose Grundeinkommen ist nicht nur ein ökonomisches oder politisches, sondern auch ein intellektuelles Problem. Was ist Arbeit? Was ist Lohn? Es ist sehr spannend, darüber zu diskutieren. Aber man wird diese Fragen nicht mit einer einzigen Initiative beantworten können.

Werden wir in 50 Jahren ein bedingungsloses Grundeinkommen haben?

Möglich. Persönlich sehe ich nicht ganz, wie man ohne ein Sozialversicherungssystem leben kann. Fragt man aber beispielsweise Kunststudierende oder Freischaffende, so haben diese eine ganz andere Vorstellung von Arbeit. Sie haben nicht das Ziel, sich in die Lohngesellschaft einzugliedern. Sie leben nicht nach der gesellschaftlichen Norm. Daher findet das Grundeinkommen gerade in solchen Kreisen besonders Anklang. Die Frage ist: Kann das Grundeinkommen je eine neue Norm sein? ◇

Zur Person

Der Romand Matthieu Leimgruber, geb. 1972, ist ausserordentlicher Professor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Zürich. Er hält dieses Semester eine Vorlesung zur Entwicklung des Sozialstaats in der Schweiz.

Erasmus wieder ab 2018?

Die Übergangslösung des Bundes lässt Fragen offen. Die Unis wollen eine Wiederaufnahme ins Austauschprogramm.

Dominique Zeier

Als die Masseneinwanderungsinitiative im Februar 2014 vom Schweizer Stimmvolk angenommen wurde, stellte die Europäische Union die Verhandlungen über die Assoziierung der Schweiz beim Austauschprogramm Erasmus ein. Dies hat zur Folge, dass die Schweiz im Programm nunmehr als Drittstaat behandelt wird. Seither besteht bei den Hochschulen im Lande grosse Unsicherheit über die Zukunft der akademischen Mobilität in Europa.

Im März 2014 beschloss der Bundesrat, für die folgenden drei Jahre eine Übergangslösung auszuarbeiten, bis eine neue und permanente Lösung gefunden werden kann. Das Swiss-European Mobility Programme (SEMP) ist nun in Kraft und funktioniert. «Die Lage ist etwas komplizierter als zuvor, da bei Erasmus jeweils die Heimuniversität den Austauschstudierenden ihr Stipendium bezahlt», erklärt Afra Schacher, Programmkoordinatorin der UZH für den Austausch in Europa. «Nun haben unsere Partner keine Möglichkeit mehr, für ihre Studierenden Erasmusgelder für einen Austausch in die Schweiz zu beantragen. Daher muss im SEMP die Schweiz die Stipendien sowohl für die eigenen als auch für die Studierenden aus dem Ausland bezahlen.» Nur so kann sichergestellt werden, dass die europäischen Partneruniversitäten die Verträge mit den Schweizer Hochschulen auch unterzeichnen.

Keine Sparmassnahmen

Die Schweizer Übergangslösung wird dafür vollumfänglich vom Bund finanziert. Trotz des neuen Kostenaufwands wird bei den Studierenden aber nicht gespart. Für einen akademischen Aufenthalt im Ausland steht einem Studierenden wie bereits beim Erasmus-Programm ein Stipendium von rund 300 Franken im Mo-

nat, also 1500 Franken pro Semester, zur Verfügung.

Allerdings ist das SEMP-Programm auf nur drei Jahre beschränkt und würde somit 2017 auslaufen. Da aber noch keine mittelfristige Lösung mit Europa ausgehandelt werden konnte, beschloss das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI), die Frist um ein Jahr zu verlängern. Dies muss jedoch erst noch vom Bundesrat bewilligt werden, was voraussichtlich aber keine Probleme bereiten sollte.

Wie weiter nach 2018?

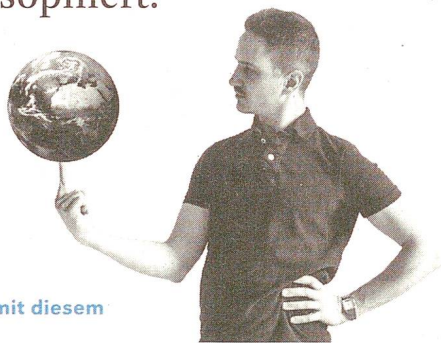
Etwas Unsicherheit bleibt laut Schacher jedoch bestehen: «Einige Partneruniversitäten unterzeichnen die Austauschverträge nur für kürzere Perioden, sodass sie in kürzerem Abstand neu verhandelt werden müssen. Dadurch ergibt sich eine grössere Unsicherheit, welche Austauschplätze im nächsten Jahr wieder angeboten werden können.»

Was nach 2018 mit dem Austauschprogramm geschieht, steht im Augenblick noch in den Sternen. Auf längere Sicht strebt die Universität wieder eine volle Assoziierung der Schweiz mit Erasmus+ an. «Die Probleme, die diesbezüglich bestehen, müssen jedoch auf politischer Ebene gelöst werden», so Schacher. Bis dahin setze sich die UZH für eine stabile und gut funktionierende Schweizer Lösung ein, um den Studierendenaustausch innerhalb Europas weiterhin zu gewährleisten. ◇

Selbsterkenntnis oder Welterkenntnis? — Diese Kolumne sollte eine philosophische sein, und sie sollte die Welt erklären. Rückblickend merke ich, dass ich hauptsächlich über Selbsterkenntnis geschrieben habe. Stanley Cavell antwortete einmal auf die Frage, was Philosophinnen und Philosophen denn im Grunde täten, dass sie sich im Wesentlichen mit genau dieser ihm gestellten Frage auseinandersetzen.

Selbsterkenntnis ist durchaus ein Teil der Philosophie, aber was hat das mit der Welt zu tun? Dass Selbsterkenntnis etwas Privates, sozusagen Biedermeier und Gärtchenromantik sei, ist ein Missverständnis. Ich bin überzeugt, dass auch andere Menschen und damit die Gesellschaft besser verstehen kann, wer sich selbst kennt. Und dies ist Grundlage für jegliche Gesellschaftskritik. Wer in sich schaut, sieht, dass ihn die Umstände dazu nötigen, sich in einem ständigen Kampf um Macht und Erfolg zu behaupten.

Dann wird er merken, dass es seinen Mitmenschen im Grunde gleich geht. Und er wird zum Schluss kommen, dass der grösste Irrtum darin besteht, in den Menschen rationale Egoistinnen und Egoisten zu sehen, die im ständigen Wettkampf mit anderen am besten zum Florieren einer gesunden Gesellschaft beitragen. Ich glaube im Gegenteil, dass alle wirklich guten Dinge, die Menschen hervorbringen, aus Kooperation und wechselseitiger Anerkennung hervorgehen. Weil aber die Realität dies oft nicht zulässt, sitzt der Philosoph alleine zuhause und philosophiert.



Hausphilosoph Truog verabschiedet sich mit diesem Beitrag aus der Redaktion. Merci Simon!

Der Anti-SVP-Reflex

Asylgesetzrevision — Das erste Mal in der Geschichte des Schweizer Asylrechts hat eine rechte Partei, die SVP, das Referendum gegen eine Asylgesetzrevision ergriffen. Am 5. Juni stimmen wir darüber ab.

Alle bisherigen Revisionen waren Verschärfungen und haben die Lebensbedingungen für Asylsuchende verschlechtert. Kein Grund also für die fremdenfeindliche SVP, sich dagegen zu wehren. Nun aber findet sie, dass die Asylsuchenden keine unentgeltliche Rechtsvertretung zur Seite gestellt bekommen sollen – und nennt diese «Gratisanwälte».

Die Linke ist in einem Dilemma: Soll sie das revidierte Asylgesetz annehmen, um ja nicht in die SVP-Ecke gestellt zu werden? Oder soll sie das Gesetz ablehnen, genauso wie die menschenfeindliche Rechte – aber aus anderen Gründen? Auch die aktuelle Revision bedeutet eine Verschlechterung der Situation für Schutzsuchende: Das Staatssekretariat für Migration will den kostenlosen Rechtsbeistand zur Verfügung stellen, um die Asylverfahren zu beschleunigen. Dieser Beistand wird vor allem deshalb nötig, weil die Beschwerdefristen für die asylsuchenden Menschen drastisch gekürzt werden sollen – von 30 auf 7 Tage. In so kurzer Zeit würden sie es kaum schaffen, kompetente unabhängige Anwältinnen und Anwälte beizuziehen. Ganz so uneigennützig, wie es scheint, sind die «Gratisanwälte» also nicht. Zudem ritzt die Einrichtung von Bundeszentren, in denen die Menschen neu ihre Zeit bis zum Asylentscheid verbringen müssten, das Grundrecht der Bewegungsfreiheit.

Soll man also Ja stimmen, um der SVP nicht in die Hände zu spielen? Weil der kostenlose Beistand ja immerhin etwas ist? Weil ein Nein als Zeichen gegen Flüchtlinge, gegen Asylsuchende aufgefasst würde? Die Linke hat es verpasst, die Kritik an der Revision selbst in die Hand zu nehmen. Den Diskurs zu bestimmen, sodass ein Nein zur Revision kein Ja zur SVP ist. Sondern ein Ja für die Asylsuchenden, für Menschenwürde, für eine offene Schweiz.

Ich werde am 5. Juni Nein stimmen. Weil ich mir mein Abstimmungsverhalten nicht von der SVP diktieren lassen will. Wenn der Anti-SVP-Reflex ganz inhaltslos greift, dann wird er zur Farce.

Laura Cassani



Camenzind

I don't live today

Oblomowerei — Morgen ist auch ein Tag. Und nach morgen kommt wieder morgen. Da darf man sich auch einmal ein bisschen Faulheit zum Geschenk machen: keine Texte lesen, keine Telefonate tätigen, keine Kochereien veranstalten. Die Post im Briefkasten liegen und die Sonne sinnlos strahlen lassen. Alles vertagen auf das liebe Morgen und seine Konzentration aufs Tagträumen und Zeitverschwenden heute richten.



Cassani

Jahrhundertwerk

Architektur — Eine kolossale Kuppel, tausende Tonnen Stahlbeton, 69 Meter Durchmesser, im Innern 23 Meter hoch: die Jahrhunderthalle in Wrocław, ein Jahrhundertwerk von Max Berg, gebaut 1913 für die Demokratie. Damals stand sie noch in Deutschland, heute in Polen, bewegt hat sie sich nie. Missbraucht aber wurde sie, für nationalsozialistische und kommunistische Propaganda und jetzt manchmal für Schlagerkonzerte. – Und dann betrittst du die Halle, und das alles ist egal, denn die Architektur fährt ein, in die Knochen, in den Bauch.



Heimann

Mauern

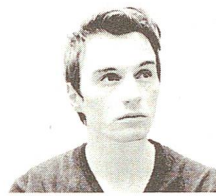
Laut nachgedacht — Der Freimaurer ist ein Missverständnis. Mauern lassen sich aufbauen. Man kann sich an sie anlehnen, gegen sie auflehnen. Mauern lassen sich auch wieder niederreißen. Nur mit der Freiheit vertragen sie sich denkbar schlecht: Sich frei zu mauern, ist ein Ding der Unmöglichkeit.



Zeier

Guilty Pleasures

Hipster — Ich fotografiere gerne, habe einen Instagram Account und schäme mich nicht, dessen Filter zu benutzen. Macht mich das zu einem Hipster? Ich besitze auch eine Polaroidkamera. Manchmal poste ich Fotos von Polaroidbildern auf Instagram. Macht mich das zu einem Hipster? Und ich besitze eine Schreibmaschine. Eine richtig alte Hermes. Macht mich das zu einem Hipster? Das müssen andere Leute entscheiden. Ich trinke weiter meinen Starbucks-Kaffee.



Rizzi

Auseinandergehen ist schwer

Tschau.



Frohofer

Socken for a lifetime

Lebensziele — Ein Freund von mir fragte mich unlängst, was ich tun würde, wenn ich so viel Geld hätte, dass ich es in einem Leben nicht ausgeben könnte. Meine Antworten: Mäzen werden, im Kreis 5 eine 3.5-Zimmer-Wohnung mieten, das gesamte Kader des FC Basel aufkaufen und in der Nati B versauern lassen. Mein Freund würde sich übrigens Socken kaufen. So viele, dass er jeden Morgen ein neues Paar anziehen könnte. Ich mag ihn.



Noser

Lippenbekenntnis

Fruchtbar — Ich sollte offener für Alternativen werden, ging es mir durch den Kopf, als ich eine Avocado ausnahmsweise mit Meer- anstatt mit Kräutersalz ass. Denn manchmal macht Neues glücklicher als Etabliertes. Vielen Menschen fehlten wohl bislang erleuchtende Avocado-Momente. Wir verdingen uns als Erwerbstätige, leisten Arbeit, die wir nicht mögen, um Geld zu verdienen, das uns nicht glücklich macht. Schenken wir uns mehr Zeit für Sinnvolles. Ja zum bedingungslosen Grundeinkommen!



Kunz

Folgen!

Augenringe — Montag ist, was du draus machst. Ich mache zum Beispiel einen Sonntag daraus. // Um die Semesterzahl eines Studenten zu erfahren, muss man nur – ähnlich wie bei Bäumen – seine Augenringe zählen. // Jedes Mal, wenn jemand aufrichtig «Ich schaffe es in der Regelstudienzeit» sagt, stirbt irgendwo ein Student an Altersschwäche. // Suche neue Muse, gerne hübsch, Charakter egal.

Ich bin verliebt: twitter.com/tomkraftwerk



Kuratli

Traumfabrik

Abspann — Der Kinosaal ist noch dunkel, doch die ersten Maulwürfe stürcheln einem schon über die Füße. Dabei werden vorne jene Leute aufgelistet, die die letzten 90 Minuten ermöglicht haben. Aber ich bleibe nicht nur, weil ich mich vor dem Proletariat der Filmindustrie verneige, sondern weil dieser Moment mit meiner anderen Lieblingsszene verwandt ist: jener des sanften Erwachens aus einem Traum.

Das grosse Ganze

Hoffnung — Die weltpolitische Situation ist zum Heulen. Hunderttausende sterben in Kriegen oder sind durch Unterdrückung in ihrer Existenz bedroht. Millionen sind auf der Flucht und treffen nicht zuletzt in Europa auf menschenverachtende Grenzregimes und zermürbende Unsicherheit. Überall auf der Welt geben Radikalismus und Menschenfeindlichkeit den Ton an. Und wir isolieren uns auf der Suche nach dem allzu privaten Glück. Eine globale privilegierte Jugend – wir angehenden Akademikerinnen und Akademiker gehören dazu – sieht sich mit dem Vorwurf konfrontiert, sich nur noch um sich selber zu drehen, für nichts mehr zu kämpfen, der Dinge zu harren.

Aber die Menschen, denen wir hier eine Plattform geben, sind nicht verwöhnt, unpolitisch oder nur auf ihre eigene Karriere konzentriert. Wir haben Journalistinnen und Journalisten von unabhängigen Studierendenzeitungen weltweit danach gefragt, was sie gerade am meisten beschäftigt – und das sind nicht Leistungsnachweise, Noten oder Partys. Im Gegenteil. Es geht in ihren Texten um das grosse gesellschaftspolitische Ganze: Chancengleichheit, antidemokratische Regierungen und Terrorismus, Pressefreiheit und Fremdenfeindlichkeit. Es entsteht ein Gefühl der Unruhe, des Aufbruchs. Es besteht Grund zur Hoffnung.

Laura Cassani (Text) und Karina Gander (Bild)

Seite 16
NOUVELLES VAGUES
Paris, Frankreich / Université Sorbonne-Nouvelle / seit 2012 / erscheint als Blog und zweimal im Jahr in gedruckter Form / kulturelle und politische Themen

Lucile Carré
Nouvelles-Vagues-Redaktoria / studiert gerade Europäische / verbringt gerade viel Zeit mit Protesten

Seite 17
UNAUFGEFORDERT
Berlin, Deutschland / Humboldt-Universität zu Berlin / 1989 als erste freie Zeitung der DDR gegründet / erscheint zwei- bis dreimal im Semester / berichtet über die Berliner Hochschullandschaft und das Studieren

Vanessa Zutz
UnAuf-Redaktoria / studiert Historische Linguistik und Archäologie

Seite 18
INSIDER EGYPT
Kairo, Ägypten / 16 Universitäten in ganz Ägypten / seit 2011 / Arabisch, Englisch und manchmal Deutsch / erste unabhängige studentische Publikation im Mittleren Osten

Karim Khaled Hashem
Insider-Kolumnist / studiert am Canadian International College in Kairo Mass Communication

Seite 19
OUTLOOK
Beirut, Libanon / American University of Beirut / seit 1949 / erscheint wöchentlich / unpolitische und sozio-ökonomische Themen / auf Englisch und Arabisch

Dana Abed
Outlook-Chefredaktoria / studiert Medien und Kommunikation

Dana Kambris
Redaktoria / studiert Ökonomie



Seite 20
TRIBUNA DE QUERÉTARO
Queretaro, Mexiko / Universidad Autónoma de Querétaro / seit 1997 / erscheint wöchentlich / entsteht im Rahmen eines Seminars für investigativen Journalismus / hochschul- und lokalpolitische Themen

Victor López Jaramillo
Direktor der Tribuna de Querétaro

Seite 21
DU BEAT
New Delhi, Indien / Delhi University / seit 2007 / mit 400'000 Studierenden die grösste Uni Indiens / berichtet online und erscheint wöchentlich im Print / versteht sich als Verteidigerin der Meinungsfreiheit

Vani Vivek
Chefredaktoria des DU Beat / interessiert sich für Feminismus und Atheismus und lebt vegan

Seite 22 und zs-online.ch
TEZA
Tel Aviv, Israel / Tel Aviv University / erscheint alle zwei Monate / berichtet über das Studierendenleben und kommentiert die Geschehnisse auf dem Campus

Oshrit Gan-El
Teza-Redaktoria / studiert an der TAU / Mitinitiantin des Protests gegen die Erdgas-Politik Israels
Shelly Wilner
Redaktoria / studiert Jus

auf zs-online.ch
LUNDAGÅRD
Lund, Schweden / Lund University / seit 1920 / älteste Studierendenzeitung Schwedens / berichtet online auf Schwedisch und Englisch / erscheint monatlich gedruckt
Eleonora Kleibel
Lundagård-Kolumnistin / internationale Studentin / studiert European Studies

Paris, Capitale de la sécurité

Paris ist die Stadt der Kathedralen und der Kultur. Und seit den Terroranschlägen auch eine Stadt im Ausnahmezustand. Ein Stimmungsbild.

Lucile Carré (Text) und Laura Cassani (Übersetzung)



Die «Nuits Debout»: Proteste für die Freiheit.

Das war sie also, die Hauptstadt, *Paris la capitale*. Paris mit den Kathedralen, mit der Kultur, ja, auch dem Moder und dem Mief. Viel hatte ich von dieser Stadt gehört. Bei meiner Ankunft im September 2015 umgab ein Eindruck von Frische und Freiheit Paris, dieser Grössenwahn, diese spezielle Kraft. Da waren natürlich auch die Luftverschmutzung, der Verkehr, der Anfang des Studienjahres; vor allem aber war da die Herbstsonne, die das fallende Laub goldbraun färbte, die Sonne der kürzer werdenden Tage, die bereits an den ersten Schnee denken lässt.

Paris versprach mir, der Kleinstädterin, eine neue Welt: Meine eigene Stadt kannte ich in- und auswendig, ich war gierig nach neuen Abenteuern, neuen Begegnungen, neuen Ereignissen. Paris versprach mir Aufregung, Lärm, Revolution – endlich! Paris, die Lichterstadt, Paris, die Widerständige, Zeugin Jahrtausendealter Geschichte. Die Stadt, die sich von allen Angriffen erholte, sich immer wieder erhobenen Hauptes aufrichtete. Die Stadt, die mehr Kultur in sich vereint als ganz Frankreich zusammen, Paris, *Capitale du Monde*, eine mächtige Stadt, die anlässlich der Klimakonferenz COP21 im November 2015 erneut ihren Spitzenplatz demonstrieren sollte. Paris, die Oberflächliche und so Teure. Paris mit ihren Nächten und ihrer *côté underground* ...

Das war die Stadt, die sich mir offenbarte. Nie zuvor hatte ich mich freier und stärker gefühlt, nie zuvor

standen mir so viele Möglichkeiten offen. Nie hatte ich so viel zu sehen gehabt, dass ich kaum mehr wusste, wo mir der Kopf stand. Ich war ausser Atem, verzettelte mich, vergass fast mein Studium. Wie so viele, die sich für einen vergänglichen, zufälligen Moment im Herzen der Stadt versammeln, Fremde, *les Erasmus*, Studierende, Provinzlerinnen.

Die Abgründe der Stadt

Und dann plötzlich der Schock, ohrenbetäubend und lähmend. Wie wenn eine Mauer einstürzt: Die schöne Pariser Fassade verschwand, liess den Blick frei auf die Abgründe dieser Stadt, die doch eigentlich voller Energie, Liebe und Geschäftigkeit ist – und gerade damit den Hass der Verrücktesten dieser Welt auf sich zog. Der 13. November, internationaler Tag der Freundschaft, Freitagabend: Wie jeden Abend sind die Terrassen der Cafés voller Studierender, die lachen, flirten, trinken, die Konzertlokale voller Lieder und Musik. Doch plötzlich hält alles an, Paris hält an, alles weicht den Schreien, der Angst, der Trauer. Zuerst ist da noch keine Wut, sie wird erst später kommen. Zuerst ist da nur Traurigkeit. Die Stadt beweint ihre Toten, und die Welt weint mit ihr. Paris ist an diesem Abend verrückt, verrückt vor Schmerz. Aber die Stadt steht aufrecht, alle stehen aufrecht.

Noch nie gab es in Paris so viel Liebe wie an diesem Abend, trotz Hass, trotz Zerrissenheit. Noch nie gab es so viel gegenseitige Unterstützung: An diesem Abend beherbergt man seinen Nachbarn, den man nicht kennt, man spricht mit Klassenkameradinnen, mit denen man noch nie ein Wort gewechselt hatte. Auch in den folgenden Wochen möchten alle von Liebe sprechen, weil es der einzige Weg ist, mit dem Geschehenen zurechtzukommen, sich davon zu erholen. Wir brauchen Liebe, wir wollen lieben, und wir wollen miteinander reden. Wir haben nicht das Bedürfnis nach Erklärungen, nein, aber danach, zu wissen, dass wir nicht alleine sind, nicht alleine mit unserem Kummer.

Wut, Sicherheit und Widerstand

Schon sehr bald macht die Traurigkeit der Wut und dem Widerstand Platz. Ja, wir haben Angst, aber wir gestehen sie uns nicht ein, wir wollen weitermachen

wie zuvor. Jetzt aber sind da all die Sicherheitsmassnahmen, der Ausnahmezustand, die Gepäckskontrollen. Der «Plan Vigipirate» der Regierung steht auf höchster Alarmstufe. Nirgends kann man mehr hingehen, ohne kontrolliert zu werden.

So beginnen die finsternen Tage, die Wintersonne verliert ihren goldenen Herbstglanz, scheint schwach aber blendet doch – und erhellt nichts. Es ist kalt, die Terrassen sind halbleer, Paris lebt in Zeitlupe, ist in einen offiziellen Tiefschlaf gefallen. Aber im Schatten erhebt sich die Stadt bereits wieder, die Wunden sind verbunden, die Verwundeten gepflegt. Paris wird weitermachen wie gewohnt, trotz der allzu stark verschärften Sicherheitsmassnahmen, die unsere Freiheit bedrohen. Schnell kommt wieder der Frühling, die Tage werden länger, das milde Wetter lässt die Studierenden wieder auf den Terrassen sitzen. Der Eiffelturm erstrahlt wieder im Licht der Scheinwerfer, er steht immer noch da, immer noch aufrecht.

Kultur als Zuflucht

Aber nichts ist mehr wie zuvor. Nichts ist mehr wie zuvor, weil wir getroffen wurden und jetzt eingeschlossen sind in der Stadt mit ihren Sicherheitsmassnahmen, weil wir Angst gehabt und verstanden haben, dass wir schnell leben müssen, jetzt, ohne abzuwarten. Deshalb fordern wir nun noch mehr Freiheit zurück, reagieren exzessiv, engagieren uns noch stärker. Wir erfinden neue Formen des Engagements, zum Beispiel die *Nuits Debout*: Wir verbringen die Nächte in den Strassen, um unsere Rechte zu verteidigen. Und wir werden streiken, wir werden demonstrieren, trotz aller Risiken. (Weil ein paar Terroristen das französische Volk nicht daran hindern werden, auf die Strassen zu gehen!) Wir müssen alles sehen, alles hören, alles tun, und zwar schnell, solange wir noch Zeit haben. An der Uni reiht sich Festival an Festival: Theater, Film, Fotografie, Comics. Es gibt *cafés d'engagement*, Schreib- und Zeichenwettbewerbe, Flugblätter werden verteilt und Organisationen stellen ihre Stände auf. Noch nie hatten wir ein solches Bedürfnis nach Kultur: Kultur als Zuflucht vor den Schrecken der Welt. Noch nie hatten wir ein solches Bedürfnis danach, uns zu engagieren, uns nützlich zu fühlen.

Einige mögen sagen, dass sich Paris nicht stark verändert habe, dass der Alltag nicht auf den Kopf gestellt wurde an jenem Novembertag, als der Schrecken gewaltsam in unsere Leben eingedrungen ist. Darauf würde ich entgegnen, dass die, die das sagen, Paris vielleicht nicht so gesehen haben, wie ich es in jenen Tagen sah. Dass sie diese Wut, dieses Verlangen nach mehr, immer mehr, nicht gespürt haben, diesen Extremismus der Liebe, des Teilens und Verschmelzens. Paris wird von nun an nie mehr dieselbe sein. Es ist an uns, dafür zu sorgen, dass die Veränderungen positiv sind. *Il ne tient qu'à nous de faire un pari sur l'avenir*. – Es ist an uns, eine Wette auf die Zukunft abzuschliessen. ♦

Wie politisch ist Berlin?

Vanessa Zutz, Redaktorin des UnAuf, über Leistungsdruck, AfD und Pegida.

Laura Cassani (Interview)

Was beschäftigt die Studis der Humboldt-Universität zu Berlin derzeit am meisten?

Das lässt sich schwer allgemein beantworten. Aber wenn ich aus Gesprächen und Artikeln eine pauschale Äusserung machen müsste, sind es wohl die Wohnsituation, der Leistungsdruck und das Thema Zeit. Und immer mal wieder auch das Feiern.

Würdest du die Studierenden an der HU als «politisch» bezeichnen?

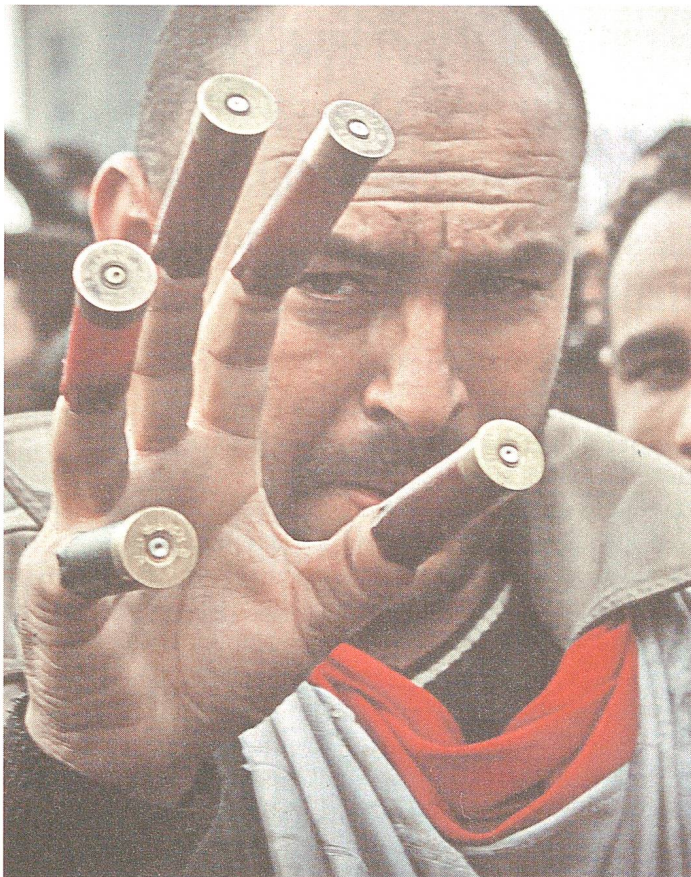
Bei einer Wahlbeteiligung von weniger als 7 Prozent für das Studierendenparlament möchte ich schon fast hoffen, dass das mangelnde Interesse «nur» hochschulpolitisch ist. Persönlich war und bin ich fast schon entsetzt, dass ich mir in den letzten Jahren die Gruppen richtiggehend suchen musste, die sich politisch interessieren und engagieren. Ich fürchte, dass die HU-Studis an politischem Interesse einbüsen. Meine persönliche «apokalyptische» Theorie ist, dass die Einführung des Bologna-Systems unter anderem diese Intention hatte: Abi mit 18, Bachelor mit 21, Master mit 23 und dann die Karriereleitern erklimmen. Wer hat da noch Zeit, das System dahinter wahrzunehmen, geschweige denn zu hinterfragen?

Pegida und die Alternative für Deutschland (AfD) machen Schlagzeilen mit fremdenfeindlichen Parolen. Gibt es HU-Studierende, die damit sympathisieren?

Unter den Studis habe ich persönlich noch keine entdeckt. Ich weiss aber, dass es in den letzten Jahren zu bedenklichen Äusserungen von Profs kam. Vor allem in den sozial- und politikwissenschaftlichen Veranstaltungen gab und gibt es heftige Debatten um Pegida-freundliche Aussagen einzelner Dozierender.

Findet also eine Auseinandersetzung mit diesen doch ziemlich bedenklichen Strömungen statt?

Die Auseinandersetzung mit diesem sensiblen Thema ist wie in der Bundespolitik schwierig. Von gegenseitiger Ignoranz über Beleidigungen bis zur Hetze ist auch an der Uni alles dabei. Ich persönlich finde es wichtig, die Sache ernst zu nehmen, genau hinzusehen, zuzuhören, aufzuklären. Das heisst, sich damit auseinanderzusetzen und die Spannungen nicht zu ignorieren. ♦



Demonstrant auf dem Tahrir-Platz.

Kampf der Generationen

Nach der gescheiterten Revolution in Ägypten ist die Jugend frustriert. Doch ist Auswandern eine Lösung?

Karim Khaled Hashem (Text)
und Reto Heimann (Übersetzung)

36 Jahre Gewalt, Ungerechtigkeit und Diktatoren. Tragischerweise hat die ägyptische Bevölkerung noch keinen Tag in ihrem Leben so gelebt, wie sie es verdienen würde: in Glückseligkeit. Die ganze Zeit über lebte Ägypten wie ein inaktiver Vulkan, still und ohne jeden Widerstand der Menschen, denen das Land gehört. Bis zum 25. Januar 2011, als die Jugendbewegung sich endlich zusammenschloss, um mit vereinter Kraft das Antlitz der ägyptischen Polizei und des Innenministeriums zu zerschlagen. Nach all dem, was sie in jeder Polizeistation an Gewalt und Folter erleiden musste: Zwischen 2006 und 2010 wurden nur gerade sieben Polizeibeamte vor Gericht der Folter und unmenschlichen Behandlung schuldig gesprochen, obwohl Hunderte aufgrund gleicher Anklagen in Untersuchungshaft sassen. In einem Land, in dem Folter nach wie vor ein ernsthaftes Problem des Systems darstellt, erscheint die Verurteilung von bloss sieben Polizisten in vier Jahren als wahnwitziger Realitätsverlust und lässt hunderte Opfer ohne Gerechtigkeit zurück.

Die ungeheuerliche Anzahl an Vergewaltigungs- verbrechen an ägyptischen Frauen, begangen teils auf offener Strasse oder in Polizeistationen, führte 1999 zur Abschaffung eines Gesetzes, das es einem Vergewaltiger ermöglichte, einer Strafe zu entgehen, wenn er sein Opfer nach dem Übergriff heiratete. Bis heute haben Frauen Angst davor, wegen Vergewaltigung Anzeige zu erstatten. Engy Ghozlan vom «Egyptian Centre for Women's Rights» schätzt, dass jährlich über 200'000 Vergewaltigungsdelikte auf ägyptischem Boden begangen werden. Auch während der Proteste kam es zu öffentlichen Übergriffen: Am 3. Juli 2013 kam es Berichten zufolge zu 91 sexuellen Übergriffen auf dem Tahrir-Platz.

Gescheiterte Revolution

Eine unermessliche Anzahl Bestechungs- und Korruptionsaffären erschütterte das Innendepartement und weitete sich auf den gesamten ägyptischen Staat aus. Zurückzuführen war das alles auf Organisations- und Gewissenlosigkeit. Für die Jugend war die Revolution die einzige Lösung.

Nach 18 Tagen erreichte diese ihr wichtigstes Ziel: Den Innenminister und alle, die ihm und der Korruption nahe standen, in die Defensive zu drängen. Später sah sich auch der Präsident zum Rücktritt gezwungen angesichts des riesigen Drucks, welchen die Revolution auf ihn ausgeübt hatte. Ausnahmslos alle Ägypterinnen und Ägypter feierten diesen Tag als Festtag, als Beginn einer neuen Ära in der ägyptischen Gesellschaft.

«Der Jugend gehört die Gegenwart und die Zukunft.» Diese Phrase ist oft zu hören im Ägypten dieser Tage und wird von der Elite oft und gerne wiederholt, um darauf hinzuweisen, was die Jugend zur Demokratisierung und medialen Berichterstattung in der ganzen Welt beigetragen hat. Bis die Jugend

allerdings für regierungsfähig gehalten wird, werden ihre Ideen längst hinfällig und ihr Interesse an Reformen längst verschwunden sein. So liegt die eigentliche Herausforderung im Konflikt zwischen den Generationen, im fortdauernden Kampf zwischen den Vorstellungen der jungen und alten Bevölkerung. Junge Menschen, die sich für ein besseres Leben, eine bessere Gesellschaft und ein besseres Land für ihre Familien aufopferten, haben keinen Einfluss gewonnen und bekamen nicht das, was ihnen versprochen wurde. Die Revolution wurde losgetreten, um die Militäradokratie abzulösen, welche die Energie der Jugend kapitalisieren wollte, ohne ihr dabei Mitsprache zuzugestehen. In ihren Augen sind junge Erwachsene nichts als unreife, verantwortungslose Kinder, die mehr konsumieren als leisten, weshalb die ältere Generation sie kontrollieren muss.

Auswandern?

Präsident Al-Sisi unterscheidet sich in seinem Umgang mit dem Jugendproblem keinen Deut von seinen Vorgängern. Es wird oft ein geschöntes Bild über Al-Sisis Beliebtheit unter den Jungen gezeichnet. Aber unsere Jugend ist noch nie hinter einem Amtsträger gestanden, der für die altbackenen ägyptischen Polit-Traditionen steht. Die hässliche Wahrheit ist: Die Mehrheit der ägyptischen Jugend ist frustriert und würde jede Chance nutzen, das Land zu verlassen. Doch haben sie überhaupt die Möglichkeit dazu?

Ich selbst wäre der Erste, der auswandern würde. Aber das ist einfacher gesagt als getan. Viele von uns verfügen nicht über die finanziellen Mittel, um ein neues Leben anzufangen. Und Staaten, die uns willkommen heißen, sind rar gesät. Zusätzlich ist es noch schwieriger, Ziele im Leben zu erreichen, wenn die Unterstützung, der familiäre Rückhalt fehlt.

Im Ausland soll man wissen, dass alles, was wir wollen, eine bessere Zukunft für uns und unsere Familien ist. Dass wir ein menschenwürdiges Leben führen wollen. Und dass der Gedanke daran, auszuwandern, ebenso schmerzhaft und fürchterlich ist wie die Erkenntnis, dass ambitionierte junge Menschen einfach keine Chance bekommen, weil die alten Ägypter an unserer Aufrichtigkeit und Treue zu unserer geliebten Heimat zweifeln.

Ich treffe dich an einem besseren Tag, o du unsere Seele, Ägypten! ◇

Schwere Last der Vergangenheit

Beirut findet aus den Wirren seiner Geschichte keinen Ausweg.

Dana Abed, Dana Kambris (Text)
und Michael Kuratli (Übersetzung)

Beirut befindet sich an der Weggabelung zwischen Europa und Nordafrika. Ihre strategisch bedeutsame geographische Position hat die Stadt zum Ziel vieler Eroberer – Griechen, Römer, Osmanen und Franzosen – gemacht. Aus der reichen Geschichte der Stadt erklärt sich, wie die Dinge in Beirut heute stehen. Aufgrund seiner autoritären Regierungen in der Vergangenheit hat der Libanon nie gelernt, sich selbst zu verwalten. Das resultierte in unbrauchbaren Parlamenten und 1975 in einem Bürgerkrieg.

Heute in Beirut zu leben heisst, mit den prägenden Konsequenzen des Bürgerkriegs zurechtzukommen. Die libanesische Jugend muss sich durch ein System manövrieren, das von Bürgerkriegs-Warlords kontrolliert wird, die jegliche Initiativen für einen Wandel behindern. Hohe Arbeitslosigkeit, eine schwache Wirtschaft, eine schlecht gehandhabte Flüchtlingskrise oder das Fehlen eines nachhaltigen nationalen Abfallentsorgungssystems sind nur einige der Probleme, mit denen die Jugend zu leben hat.

Dennoch hat dies die libanesische Jugend nie davon abgehalten, zu leben und zu streben. Viele fragen, was die Libanesinnen und Libanesen dazu bringt, weiter zu machen – Konflikt um Konflikt, Krise um Krise. Die Antwort ist einfach: Es sind die Menschen selbst. Ihre kulturelle Vielfalt macht die Hauptstadt mit ihren kleinen Gässchen zu einer immer von neuem aufregenden Erfahrung, selbst für Ansässige. Die Atmosphäre ist entspannt, die Vielfalt verrückt! Man trifft den Abenteurer, der dich auf eine spirituelle Reise mitnimmt, die Revolutionärin, die die Welt verändern will, Akademikerinnen und Akademiker, die eine Möglichkeit suchen, im Ausland zu studieren, und die Kellnerin, die Geld spart, um die Welt zu bereisen; all das in den Strassen Beiruts.

Obwohl sich die Stadt im Herzen des konservativen, problembehafteten Nahen Ostens befindet, gilt in Beirut Meinungsfreiheit. Aktivistinnen und Aktivisten im Libanon engagieren sich für die Rechte der Frauen und der LGBT-Community. Es gibt einen gewissen Grad an Bewusstsein und Bildung in jungen Bevölkerungsschichten, der uns hoffnungsvoll in eine bessere Zukunft blicken lässt. ◇

Schreiben gegen das Verbrechen

Journalismus ist in Mexiko lebensgefährlich. An der Universidad Autónoma de Querétaro kann man das investigative Handwerk trotzdem lernen.

Víctor López Jaramillo (Text) und Simon Truog (Übersetzung)

Während Sie diese Zeilen lesen, wird vielleicht in Mexiko gerade ein weiterer Journalist ermordet. Diese bittere Prophezeiung entspringt nicht schierem Pessimismus, sondern der Einsicht in die schmerzliche Realität, in der sich die Medien in Mexiko nun seit mehr als einem Jahrzehnt befinden. Zweifellos wurde die Büchse der Pandora geöffnet.

Die Fakten zeichnen ein haarsträubendes Bild. Gemäss einem Bericht der CIDH (Interamerikanische Kommission für Menschenrechte) über die Pressefreiheit wurden in den Jahren 2010 – 2015 in Mexiko mehr als 55 Journalistinnen und Journalisten ermordet. Die CNDH (Nationale Menschenrechtskommission in Mexiko) zählt 107 Morde an Journalistinnen und Journalisten in den Jahren 2000 – 2015.

Punkt 376 des CIDH-Berichtes lautet: «Die Informationen bestätigen, dass es sich bei den Opfern hauptsächlich um Journalistinnen und Journalisten handelt, die über Beamtenkorruption, Drogenhandel, organisiertes Verbrechen, fehlende öffentliche Sicherheit und ähnliche Themen berichteten.» Die Morde seien die extremste, aber längst nicht die einzige Form der Gewalt an Medienschaffenden. Drohungen, Entführungen, körperliche Gewalt, Attacken auf Kommunikations- und Medieneinrichtungen und sogar Hacker-Angriffe gehören für mexikanische Journalistinnen und Journalisten zur Tagesordnung. Schliesslich erwähnt der Bericht noch die Selbstzensur, die sich die Schreibenden auferlegen, um schlicht ihr Leben zu schützen.

Mexikanische Schweiz

Ich schreibe von Querétaro aus, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates, der im Zentrum der mexikanischen Republik liegt. Während Jahren herrschte in Querétaro ein friedliches Klima. Auch in den gewaltvollsten Momenten der mexikanischen Revolution war der Staat ein friedlicher Ort, eine Art «mexikanische Schweiz», wie es damals hiess. Auch wenn hier kein offenkundig gewaltvolles Klima herrscht, gibt es sehr wohl Aggressionen gegen Journalistinnen und Journalisten. Da es hier keine kommerziell wirklich

erfolgreichen Medienunternehmen gibt, sind viele von staatlichen Geldern abhängig, die sie durch das Publizieren von Staatspropaganda erhalten. So können die lokalen Regierungen die Medien durch Belohnung und Bestrafung kontrollieren, was eine wirklich freie Meinungsäusserung völlig verunmöglicht.

Wenn Sie bis hierhin gelesen haben, denken Sie sicher, dass in Mexiko niemand journalistisch arbeiten will, nur schon wegen der physischen Gewalt und des ökonomischen Drucks, denen man in diesem Beruf hierzulande ausgesetzt ist. Aber vergessen Sie nicht: Als Pandora die Büchse öffnete und die Übel entflohen, blieb die Hoffnung darin zurück.

Journalismus als Hoffnung

Es wird Sie überraschen, zu erfahren, dass zumindest an der Universidad Autónoma de Querétaro (UAQ) der Studiengang in Kommunikation und Journalismus zu den gefragtesten gehört. Was bewegt diese Studierenden angesichts solch trüber Aussichten dazu, Journalismus zu studieren? Es ist zweifellos die Hoffnung, die trotz allem in dieser neuen Generation reichlich vorhanden zu sein scheint.

Vor einigen Jahren wurde an der Politik- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der UAQ die Wochenzeitung «Tribuna de Querétaro» gegründet, in welcher wir – Journalismus-Studierende und eine Gruppe von Professorinnen und Professoren – wöchentlich einen Raum schaffen für investigativen Journalismus sowie den Studierenden ermöglichen, praktische Erfahrung zu sammeln.

Nächsten Februar feiert die Tribuna ihren 20. Geburtstag. Unser journalistisches Projekt hat zum Ziel, ein machtkritisches Medium zu sein und die Demokratie in Mexiko zu stärken. Vielen der studentischen Arbeiten ist es gelungen, Einfluss auf die Agenda von Medien mit nationaler Bedeutung auszuüben. Letztlich gelang es Pandora, nichts Geringeres als die Hoffnung in ihrer Büchse zurückzubehalten. Und mit Hoffnung und Bildung streben wir danach, am Wiederaufbau dieses Landes durch unsere journalistische Arbeit mitzuwirken. ♦

Selbstzensur, um das eigene Leben zu schützen.

Wie absolut ist unsere Demokratie?

Der Kampf um die Bildung in Indien verschärft sich. Nach wie vor beeinflusst die gesellschaftliche Stellung die Möglichkeiten.

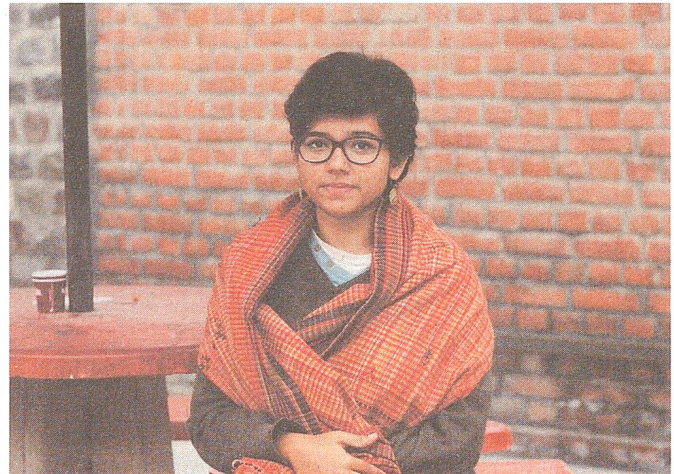
Vani Vivek (Text) und Severin Frohofer (Übersetzung)

Das indische Bildungssystem spült jährlich Tausende von Berufsleuten mit den verschiedensten Studienabschlüssen auf den Markt und ist dennoch weit davon entfernt, perfekt zu sein: Das Hauptaugenmerk der Hochschulen liegt auf Auswendiglernen statt auf echtem Lernen und Forschen. Die Infrastruktur ist mangelhaft. Es gibt klassen- und kastenbedingte Benachteiligungen und damit einhergehend Qualitätsunterschiede in der Ausbildung. Das Bildungssystem – und so auch der Weg zu einem höheren Lebensstandard für die indische Bevölkerung – wird von ökonomischen, sozialen und politischen Faktoren beeinflusst.

Politik bestimmt Lehrpläne

In einem Land wie Indien, wo die Bevölkerung im wahrsten Sinn des Wortes vielschichtig ist und die Chancen entsprechend ungleich verteilt sind, ist der Zugang zu vollwertiger Bildung der einzig gangbare Weg, um das Gefälle zwischen den sozialen Schichten längerfristig zu ebnet.

Die Verteilung von Fördermitteln und andere Entscheidungen innerhalb des Bildungssektors sind politisch, das Leben der Studierenden also untrennbar an die politische Situation im Land gekoppelt. Der Einfluss der Politik auf das Bildungssystem hat gravierende Folgen: Es gibt Universitäten, die mit der



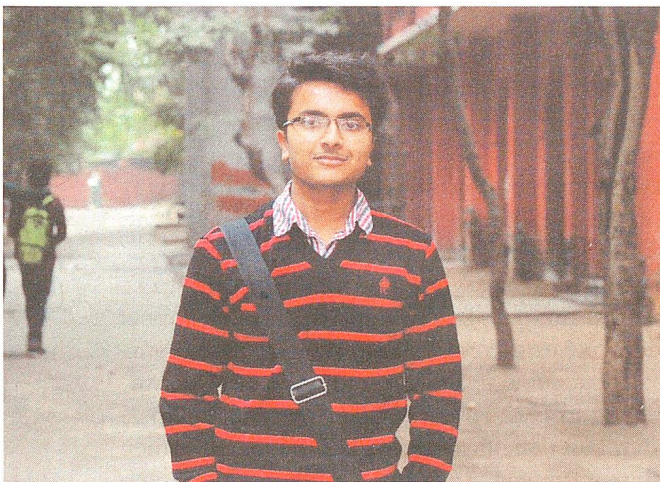
Arundhati: «Prejudices and stereotypes do exist.»

Anpassung von Lehrplänen und Strukturen die Regierungspartei zu besänftigen versuchen, was bei den Studierenden zu einer verfälschten Optik auf die politischen Beziehungen Indiens führt. Auf dem Campus der Universitäten sind aber Studierendenfraktionen aller nationalen Parteien äusserst aktiv. Sie bieten künftigen Führungspersonen und offenen Debatten eine Plattform, die Jungen können ein besseres Verständnis vom Leben ausserhalb der Uni entwickeln.

Die politische und soziale Situation bringt gerade das ganze Land in Aufruhr. In den letzten Monaten wurden wir Zeugen von hitzigen und gewalttätigen Debatten über die Ungleichheit der Kasten, den aufkeimenden Nationalismus, Aufwiegelung, den Umgang mit Dissens und das Recht auf Meinungsäusserungsfreiheit – nicht nur an der Delhi University, sondern auch an anderen Bildungsinstitutionen.

Absolute Demokratie?

Massenproteste gegen die Kürzung von Stipendien für Doktorierende («Occupy UGC»), ein bedauerlicher Selbstmord eines Studenten aus einer «rückständigen» Schicht, wohl wegen finanziellem Stress und der Unipolitik, die Verhaftung von Studierenden, weil sie an «antinationalen» Aktivitäten teilgenommen haben... Die grösste demokratische Gesellschaft der Welt ist heute in einer Situation, in der sich die Frage aufdrängt: Wie absolut ist unsere Demokratie? ◇



Akash: «Everyone is treated equally.»



Sogar das OK des Protests wusste nicht mehr, wie viele Menschen kamen.

Gegen die Gas-Tycoons

Wie eine Gruppe Studierender die Privatisierung des Erdgases in Israel verhinderte.

Oshrit Gan-El (Text)
und Nina Kunz (Übersetzung)

Samstagnacht im November 2015, Dizengoffstrasse, im Zentrum Tel Avivs: Es ist Winter, doch es ist so heiss. Ich stehe in einer Menge von etwa 20'000 Leuten – doch eigentlich weiss niemand mehr genau, wie viele wir sind, weder die Medien noch die Polizei oder meine Mitprotestierenden. So laut wir können, singen und rufen wir: «Das Gas gehört uns allen!»

Die Energie ist explosiv, es ist unbeschreiblich. Das Gefühl, ein gemeinsames Anliegen zu teilen, das Gefühl von Zusammengehörigkeit und Brüderlichkeit: Dinge, die so selten sind in unserem Zeitalter der Isolation. Ich fasse mir ungläubig mit den Händen an den Kopf und denke: haben wir das wirklich alles ins Rollen gebracht?

Protest gegen den «Gas-Raub»

Als wir anfangen, vor einem Jahr, waren wir nur eine kleine Gruppe Studierender der Universität Tel Aviv, Aktivistinnen und Aktivisten bei «Green Course», einer Non-Profit-Organisation, welche sich in ganz Israel für sozio-ökologische Anliegen einsetzt. Einmal in der Woche trafen wir uns, um darüber zu diskutieren, wie ungerecht mit dem Erdgas in Israel umgegangen wird. Wir sprachen auch über mögliche Aktionen, mit denen wir darauf aufmerksam machen könnten. Wir wollten etwas verändern – auf einem Gebiet, das bisher nur in Wirtschaftszeitungen verhandelt worden war, weitab von der Öffentlichkeit.

Einige von uns, so auch ich, waren vorher noch nie aktivistisch tätig gewesen. Alle warnten uns, es sei ein verlorener Kampf gegen unbesiegbare Kräfte. Wer hätte gedacht, dass wir so viel Aufsehen erregen würden?

Doch mit der Zeit schaffte es das scheinbar unattraktive Thema – also der Umgang Israels mit seinen natürlichen Erdgas-Vorkommen – in die Mainstream-Diskussion. Zum einen dank hartnäckigem Aktivismus. Zum anderen, weil die Missstände so gravierend waren. Der «Gas-Raub», wie wir den Deal zwischen der israelischen Regierung und den Gas-Firmen nannten, brachte Zehntausende von Menschen dazu, auf die Strasse zu gehen, in über 20 Städten, Dutzende Male zwischen Mai und Dezember.

Mächtiges Erdöl-Monopol

Die Massen protestierten, weil durch den angesprochenen Deal das Erdgas – ein relativ sauberer und günstiger Treibstoff – in grossem Stil exportiert worden wäre, anstatt es für die lokale Industrie zu verwenden. Zudem hätte der Deal Israels Energiesicherheit gefährdet. Die Massen protestierten, weil der Gaspreis für den lokalen Markt sehr hoch war, und noch immer ist, da die Firmen ein Monopol bilden und ihre Vormacht missbrauchen – in einer Branche, die einfach nicht kompetitiv funktionieren darf. Daher forderten wir, dass die Regierung interveniert und den Preis halbiert.

Niemand weiss genau, wie viele wir sind.

Zudem hätte der vorgesehene Deal bedeutet, dass in den nächsten zehn Jahren nichts mehr am Vertrag hätte geändert werden können. Der Demokratie wären die Hände

gebunden worden, die Regierung hätte sich in noch nie dagewesener Form einem Monopol unterworfen.

Auch die Entstehung des «Gas-Raub»-Deals war unerhört: Er wurde in einer Reihe vertraulicher Treffen zwischen den Staats- und den Firmenbossen vereinbart, ohne Protokolle, ohne jegliche Transparenz. Und er war anti-demokratisch: Ein Minister wurde entlassen, weil er den Vertrag nicht unterstützte.

Die Leute mit Informationen bombardieren

Die Leute spürten, dass etwas faul war, und begannen, die Motive der Regierung zu hinterfragen. Arbeiten die für uns oder für die Tycoons? Und warum? Der Protest, der mit uns Studierenden begonnen hatte, wurde grösser und grösser und mobilisierte Privatpersonen und Organisationen gleichermaßen. Niemand führte ihn alleine an, die Leute arbeiteten freiwillig Tag und Nacht zusammen. Sie sprachen mit den Medien sowie den Parlamentarierinnen und Parlamentariern, sie informierten sich, bombardier-

ten die Leute auf Facebook mit ihrem Wissen und organisierten grössere und kleinere Kundgebungen in den Innenstädten, vor Parlamentsgebäuden, vor Privathäusern von Ministerinnen und Ministern.

Ein historischer Moment

Bis heute hat die Öffentlichkeit jedes Mal gewonnen: Vier Mal gelang es der Regierung bisher nicht, den Deal im Parlament zu verabschieden. Und als sie es endlich schafften – ohne Mehrheit, sondern indem sie ein in der Geschichte Israels noch nie angewandtes Gesetz mit faden-scheinigen Sicherheitsargumenten aktivierten – hat sie der Oberste Gerichtshof zurückgepfiffen.

Nichts davon wäre geschehen ohne das Erwachen der protestierenden Öffentlichkeit. Es muss sich noch zeigen, wie dieser Kampf enden wird. Aber ich weiss, dass ich den überwältigenden Moment in der Dizengoffstrasse nie vergessen werde. Ich weiss, dass ich einen historischen Moment erlebt habe, der ein Echo erzeugen und über den noch Jahre gesprochen wird. Als wir durch das Zentrum von Tel Aviv marschiert sind, die Ruhe in den Cafés störten und Tel Avivs Stereotyp als Blase der Gleichgültigkeit in Stücke zerbersten liessen, wusste ich, dass ich in diesem Moment an keinem Ort auf der Welt lieber wäre. Denn wenn wir unseren Zynismus beiseitelegen und aus unserer Bequemlichkeit ausbrechen, können wir unsere Stimme erheben, aufstehen und etwas ändern. ♦

Die Öffentlichkeit hat jedes Mal gewonnen.

Wie dieser Themenschwerpunkt entstand

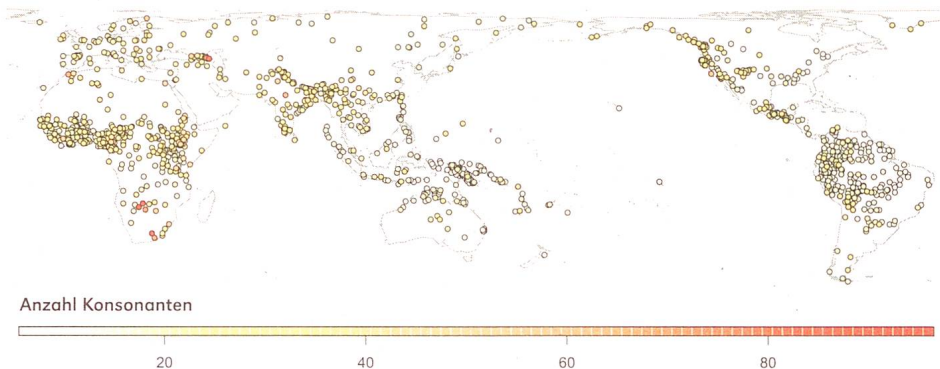
Am Anfang stand die Idee, nicht einfach über Studierende aus aller Welt zu berichten, sondern sie selber schreiben zu lassen. Es sollte ein Experiment werden: eine Carte Blanche für unabhängige studentische Journalistinnen und Journalisten in Ländern, über deren politische Situation wir zwar einiges lesen können, über deren Universitäten und deren Jugend wir aber gar nicht so viel wissen.

Ein Dutzend Anfragen per Mail und noch mehr angeregte Facebook-Gespräche später erhielten wir spannende, informative und überraschende Texte auf Englisch, Französisch, Spanisch und Deutsch. Wir haben sie übersetzt, aber kaum verändert.

Neben den hier abgedruckten Texten finden sich weitere Beiträge auf unserer Website: www.zs-online.ch [lac]

Studium am Institut für Vergleichende Sprachwissenschaft

Die Vergleichende Sprachwissenschaft versucht Sprache als eine zentrale Fähigkeit des Menschen zu verstehen.



Was sind die biologischen und sozialen Voraussetzungen, dass Sprache entstehen konnte, dass sich Sprachen laufend verändern, und dass Kinder beliebige Sprachen lernen können? Wie verteilen sich sprachliche Strukturen in Raum und Zeit? Wie verwenden Menschen in unterschiedlichen Kulturen ihre Sprachen und was bedeutet das für ihr Denken? Wie wird Sprache wahrgenommen, im Hirn verarbeitet und produziert?

Das forschungsorientierte Institut für Vergleichende Sprachwissenschaft der UZH bietet ein vielseitiges Studienprogramm,

das die Lehre eng mit der laufenden Forschung verknüpft. Kernthemen sind:

- Erschliessung und Analyse eines breiten Sprachenspektrums von der Bronzezeit bis in die Gegenwart. Im Zentrum stehen wenig erforschte Sprachen weltweit, mit einem besonders grossen Wahlschwerpunkt im Indogermanischen.

- Quantitative Analysen und Modellierungen von Sprachwandel, Spracherwerb, und Sprachverarbeitung (letzteres besonders in Phonetik).

- Theoriebildung, die die weltweite Verteilung und Evolution von sprachlichen Strukturen, die Produktion und Perception von Sprache, sowie die Mechanismen des Spracherwerbs erklärt.

Link zur Beschreibung des Fachs:

<http://www.comparativelinguistics.uzh.ch/de/comparativelinguistics.html>

Stadt Zürich Sportamt

ONLINE KAUFEN SportABO

Info: sportamt.ch

Ein Sportabo – 24 Wohlfühloasen

Eintauchen in die Stadtzürcher Bäder.

shop + infos sportamt.ch

Sommerjobs
Arbeitsplatz Zürich-Flughafen

Im Auftrage verschiedener Kunden suchen wir ab Juni bis Ende August (verschiedene Zeitdauer)

mehrere Studenten / innen bis 100 %
(wir haben verschiedene Tätigkeiten zur Auswahl)

Wir wenden uns an Bewerber/innen, die zuverlässig und flexibel sind. **JOBGROUP AG**, Temporär- und Dauerstellen, Airport Shopping Center, Postfach, 8060 Zürich-Flughafen.

043 443 60 77

RALPH FIENNES TILDA SWINTON

FROM LUCA GUADAGNINO
DIRECTOR OF 'I AM LOVE'

A BIGGER SPLASH

MATTHIAS SCHOENAERTS DAKOTA JOHNSON

FRENETIC

72
MOSTRA INTERNAZIONALE D'ARTE CINEMATOGRAFICA
la Biennale di Venezia 2015
Venezia 72
Concorso

AB 12. MAI IM KINO

Die Freizeitoffiziere

Der Offiziersverein macht sich an der Uni für die Armee stark. Ihr Engagement wollen sie sich mit ECTS anrechnen lassen.

Oliver Camenzind (Text und Bild)



Referierte zum Thema «Warfare in the digital age»: Major Sam Cook.

«Wer einen Krieg gewinnen will, muss sich der Macht der Information bewusst werden», referiert Samuel Cook, ehemaliger Major der US-amerikanischen Armee und Irak-Veteran, an einem Mittwochabend, den man gut auch draussen hätte verbringen können. Der Vortrag findet in einem Hörsaal der ETH statt, der nur etwa zu einem Drittel gefüllt ist.

Um die Ausführungen zum Thema «Warfare in the digital age» zu hören, sind rund 30 junge Männer und etwa eine Handvoll Frauen erschienen, zum grössten Teil Mitglieder des Offiziersvereins Of @ Campus ZH, der den Anlass auch organisiert hat. Wer jetzt an Kraftprotze und wichtigerische Schreihäse denkt, könnte allerdings falscher nicht liegen: Alles in allem geben die Zuhörerinnen und Zuhörer, wie sie in dem grossen Saal den strategischen Überlegungen und Anekdoten des Referenten lauschen, ein Bild ab, das eher jenem einer braven Schulklasse gleicht.

«Als Offizier interessieren mich sicherheitspolitische Themen genauso wie die Erfahrungen anderer Offiziere», sagt Vereinspräsident Leutnant Sandro Vattioni. Und beschreibt damit auch gleich zwei der Kernziele des Vereins: Der 2004 gegründete Of @ Campus ZH hat es sich zur Aufgabe gemacht, einerseits Offiziere zusammenzubringen und andererseits an der Universität ein breiteres Bewusstsein für Sicherheitsfragen zu schaffen. Denn «Sicherheit ist keine Selbstverständlichkeit, sondern etwas, über das man sich Gedanken machen und um das man sich kümmern muss», meint Sandro.

Stammtisch und RUAG

Nach immer wiederkehrenden Debatten über die Abschaffung der gesamten Armee und einer vermeintlichen Abkehr von althergebrachten Institutionen ist es überraschend, dass es immerhin 115 Mitgliedern ein Bedürfnis zu sein scheint,

über Militär- und Sicherheitspolitik zu reden.

Doch Sandro protestiert: «Wir sind ein Freizeitverein und treffen uns als Freunde, nicht als Dienstkollegen.» Kameradschaft ist den Mitgliedern mindestens so wichtig die thematischen Debatten. Deshalb treffen sie sich regelmässig am Stammtisch, verbringen einen gemeinsamen Skitag und machen auch hin und wieder einen anderen Ausflug zusammen. Etwa zu einer Besichtigung der Raumfahrtabteilung des Rüstungskonzerns RUAG.

Widersprüche zwischen zivilen und militärischen Strukturen sieht Sandro indessen keine. Im Gegenteil, er versteht das Militär auch als Ausbildungsstätte, die ihm vieles vermittelt habe, das ihm auch im Alltag von Vorteil sei: «Menschen situationsgerecht führen, Kameradschaft aufbauen und Entscheidungen fällen.» Nicht zuletzt deswegen sähen es Sandro und seine Freunde gerne, wenn man sich für die Führungsausbildung während der Dienstzeit auch in Zürich ECTS-Punkte anrechnen lassen könnte, wie es etwa an der HSG schon möglich ist.

Scheitern verhindern

Einen denkwürdigen Satz äussert der Referent gegen Ende seines Vortrags: «Militärische Konflikte entstehen, wenn die Politik scheitert.» Statt mit militärischen Angelegenheiten würde man sich da vielleicht besser mit der Frage befassen, was zu tun ist, um das Scheitern der Politik zu verhindern. Doch das ist – mit Sicherheit – eine sogenannte Ansichtssache, über die sich streiten liesse. ♦

Gong-Trottel sind des Teufels! — Es ist jedes Mal daselbe Bild. Bereits fünf Minuten bevor der sonore Pausengong erklingt, bricht die grosse Hektik aus. Die Gong-Trottel erwachen zum Leben. Man erkennt sie an ihrer unsäglichen Eigenart, der Lehrperson keine Beachtung mehr zu schenken, die Bücher eiligst einzupacken und demonstrativ das Notebook zuzuklappen.

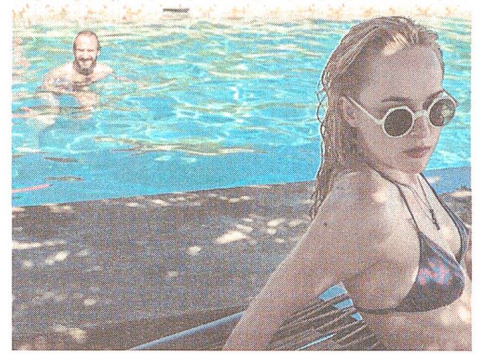
Der besonders dreiste Gong-Trottel beginnt, seine Zigarette zu drehen, oder ballt bereits einmal die Faust, um das Ende der Stunde mit akademischen Applaus herbeizuklopfen, auch wenn die Lehrperson noch mitten in den Ausführungen steht.

Hört auf damit, mir weismachen zu wollen, dass ihr das nur tut, weil ihr im Stress seid. Dringend aufs WC müsst. Nicht in der Schlange für euren Kaffee anstehen wollt. Das sind nur fadenscheinige Ausflüchte dafür, dass ihr einfach keine Lust habt. Keine Lust dazu, während einer Dreiviertelstunde aufzupassen. Ihr definiert euer Studierendasein darüber, keinen Bock zu haben. Ihr seid auch diejenigen, die die Texte nie gelesen haben. Sich die ganze Stunde über auf 9gag rumtreiben.

Ihr Gong-Trottel seid die personifizierte Nullbockgesellschaft. Das ist in Ordnung. Aber dann bleibt das nächste Mal gefälligst zuhause. Ich selbst habe nämlich null Bock auf eure offen zur Schau getragene Lustlosigkeit!

Reto Heimann

Wir verteufeln, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.



Ein Film, vier Figuren

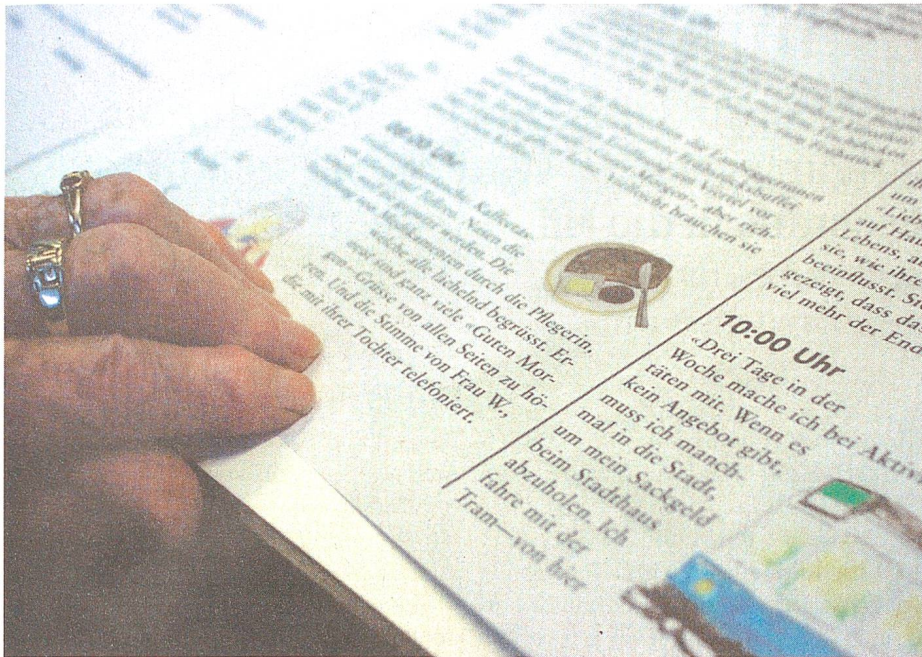
Sex, eine leere Konzertbühne und ein Ferienstrand – die Eröffnungsszenen bestimmen die Stimmung in «A Bigger Splash». Die ersten Minuten verlaufen stumm, denn Rockstar Marianne Lane (Tilda Swinton) erholt sich an den Küsten Italiens zusammen mit ihrem jüngeren Freund Paul (Matthias Schoenaerts) von ihrer Stimmbandoperation. Bis das Handy klingelt und die Stille von ihrem gemeinsamen Bekannten Harry (Ralph Fiennes) gestört wird. Harry überflutet Paul mit einem brausenden Wortschwall und kündigt seinen Besuch samt Tochter Penelope (Dakota Johnson) an. Die vier beziehen das Ferienhaus des Paares. Der extrovertierte Harry schweigt keine Minute.

So nackt, wie die Figuren in vielen Szenen auftreten, so verhüllt sind ihre individuellen und gemeinsamen Lebensgeschichten, die im Verlauf des Films aufgedeckt werden: Harry war einst Mariannes Produzent und langjähriger Freund, womit Paul seine Mühe hat. Denn die Beziehung zwischen Harry und Marianne ist eine asymmetrische: Während sie nur flüstern kann, redet Harry unaufhaltsam auf sie ein. Diese komplizierten Verhältnisse kontrastieren mit der Umgebung der idyllischen Ferieninsel Pantelleria. Gleichzeitig wähen sich die Zuschauer dank Musik und Kameraführung eher in einem Thriller als einem Drama.

Der Regisseur lässt seine Figuren aufeinanderprallen, jedoch lässt im letzten Drittel des Films die Spannung nach – was einen etwas ratlos zurücklässt. Da im Film nur vier Charaktere auftreten und der Plot nicht gerade durch Kreativität besticht, ist die Handlung zum Teil vorhersehbar. Allerdings lohnt sich ein Kinobesuch schon allein wegen der hervorragenden Hauptdarstellerinnen und -darsteller. Besonders Ralph Fiennes entzückt in jeder Szene. [mis]

In diversen Kinos ab dem 12. Mai.
Besetzung: Dakota Johnson, Tilda Swinton,
Ralph Fiennes, Matthias Schoenaerts
Regie: Luca Guadagnino
Dauer: 120 Minuten





Gleichschirmfliegen mit 98 Jahren

«Irgendwann kommt das Ende, und es macht mir überhaupt nichts aus.» Aus diesem Grund schreckt die 98-jährige Charlotte Frey wohl auch nicht davor zurück, mit einem Gleitschirm über den Brienzer- und den Thunersee zu fliegen. «Ich säge eu, ich bin es verrückt Hühn», begründet sie die Auswahl ihres neuen Hobbys. Denn Charlotte Frey wagt sich seit ihrem 95. Geburtstag einmal jährlich mit dem Gleitschirm in die hohen Lüfte.

Solche einzigartigen Geschichten gehen aus persönlichen Berichten und Interviews von und mit Stadtzürcher Seniorinnen und Senioren hervor. Wer also gedacht hat, dass sich der Alltag in einem Altersheim auf Kaffee, Kuchen und Bingo-Spielen beschränkt, liegt – zumindest, was das Alterszentrum Laubegg angeht – falsch. Einmal wöchentlich treffen sich die Bewohnerinnen und Bewohner für die Redaktionssitzung der Zeitschrift «Zeitgeist». Carolyn Kerhof, die dieses Projekt im Rahmen ihrer Masterarbeit an der Zürcher Hochschule der Künste ins Leben gerufen hat, leitet die Sitzungen zusammen mit der Betreuerin Martina Regli. Mittlerweile wird diese Zeitschrift für «Storytelling und altersgerechte Gestaltung» sogar von der Stadt Zürich unterstützt.

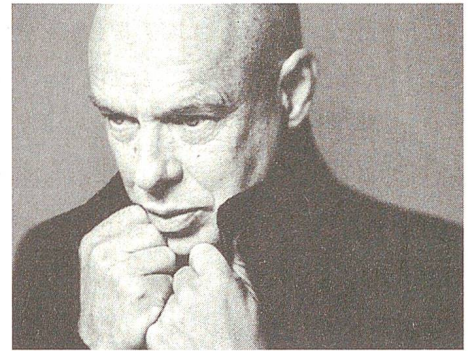
Bis dato sind zwei Ausgaben zu den Themen «Ende und Anfang» und «Bauchgefühl» erschienen. Darin teilen die Seniorinnen und Senioren ihre persönlichen Geschichten oder werden von freien Mitarbeitenden interviewt. Die Berichte sind rührend geschildert und herzerreissend. Sie vermitteln gerade der jüngeren Generation wertvolle Ratschläge, die auf einer enorm breiten Palette von Erfahrungen beruhen. So findet sich im Mittelteil des Heftes eine Ansammlung von Weisheiten in Bezug auf das Titelthema. In der Ausgabe «Bauchgefühl» lautet ein Tipp der Redakteurin Colette de la Chose: «Du darfst die Liebe nicht

stehen lassen. Du musst die Liebe giessen wie eine Pflanze. Blumen sind schön, aber sie brauchen kontinuierliche Arbeit.»

Die Redakteurinnen und Redakteure schaffen es, in ihren Erzählungen zu verdeutlichen, dass schon kleine Dinge pure Lebensfreude bedeuten können, seien dies Musik, ein leckeres Essen, gute Gespräche oder die Schönheit der Natur. Neben bewundernswerten und rührenden Geschichten haben es manche Anekdoten allerdings auch ganz schön in sich. Michael Steel, 82, berichtet in der Ausgabe «Bauchgefühl», dass er einmal von einer Bewohnerin eingeladen worden sei. Er betrat ihr Zimmer und sie hatte nur noch ihren Slip an. Mit jemandem im Alterszentrum wolle Michael Steel allerdings nichts anfangen, da der Klatsch im Haus viel zu «heiss» wäre. Das ist übrigens auch der Grund, warum die Verfasserinnen und Verfasser der Artikel nicht ihre richtigen Namen, sondern Pseudonyme angeben. «Du musst sehr aufpassen, was du sagst. Sonst wirst du schnell in eine Schublade gesteckt», erzählt Anne Best in der ersten Ausgabe «Ende und Anfang».

Es steht darum die Frage im Raum, warum die Seniorinnen und Senioren so viel Zeit in den Zeitgeist stecken: Tun sie es für sich selber? Wollen sie ein möglichst breites Publikum erreichen? Vermutlich steht die Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben tatsächlich im Vordergrund. Genau aus diesem Grund sind die Artikel auch so unfassbar authentisch. Dass Jung und Alt von dieser Zeitschrift angesprochen werden, ergibt sich daher fast automatisch. Die Zeitschrift «Zeitgeist» ist ein bemerkenswertes Projekt, in das es sich lohnt, einen Blick hineinzuwerfen. [vog]

Abo (6 Ausgaben pro Jahr à 60 Franken):
zeitgeistzeitschrift@gmail.com
<http://www.zeitgeistkollektiv.org>



Freischwebender Klang

«The Ship» ist das sechste Soloalbum, das Brian Eno beim Plattenlabel Warp herausgibt – und es wird als eines seiner besten gehandelt. Denn dem Künstler ist es in seinem neuesten Werk gelungen, Ambient- und Pop-Musik ineinanderfliessen lassen. Die Lieder auf «The Ship», so Eno, sollen sich jedoch nicht an typisch rhythmischen Strukturen orientieren. Vielmehr soll der Klang frei in Raum und Zeit schweben.

Eno arbeitete in seinem Leben bereits mit verschiedensten Bands wie Coldplay und U2 zusammen – aber auch mit Musikergrößen wie dem kürzlich verstorbenen David Bowie. Dank seiner Erfahrung und seiner Vielseitigkeit gilt Brian Eno gleich in mehreren Genres als Innovator und als einer der einflussreichsten Musiker und Künstler unserer Zeit.

Der 67-jährige Multiinstrumentalist und Sänger experimentiert auf «The Ship» mit diversen Klängen, die hauptsächlich von Keyboard, Synthesizer, Klavier und Gitarre erzeugt werden. Dabei setzt er seiner Fantasie keine Grenzen. Sein neuester Wurf hebt sich jedoch von allen seinen bisherigen Alben ab, einerseits im Stil, andererseits im Aufbau. So besteht die Platte aus lediglich vier Tracks, die zusammen 47 Minuten lang sind. Die einzelnen Stücke sind so konzipiert, dass sie harmonisch ineinander fließen und den Zuhörenden eine Geschichte erzählen.

Als Inspiration für «The Ship» diente Eno seine Faszination für die sinkende Titanic, den Ersten Weltkrieg oder auf der abstrakten Ebene das menschliche Hin und Her zwischen Überheblichkeit und Paranoia.

Vom ersten Track «The Ship», der uns durch seinen ausgeprägten melancholischen Klang jegliches Gefühl für Raum und Zeit nimmt, bis zum letzten «Fickle Sun (III) I'm set free», dem Velvet-Underground-Cover, das den finalen Bogen um die Geschichte schliesst, eröffnet uns das Konzeptalbum einen tiefen Einblick in die Welt des Künstlers. Für diese Platte sollte man sich genügend Zeit nehmen, sich zurücklehnen und sich der Musik – und der dabei erzählten Geschichte – hingeben. [gan]

Brian Eno: The Ship. Warp Records 2016.

Barbie-Feminismus

Frauen, die auf Instagram sexy für Selfies posieren, werden als Idole weiblicher Ermächtigung gefeiert. Warum dies zu kurz gedacht ist – und dem Sexismus in die Hände spielt.

Nina Kunz (Text) und Ana Hoffmann (Bilder)

Schicht für Schicht schminke ich mich ab. Das Lavabo färbt sich schwarz, dann beige, dann lila. Mascara rinnt über meine Wange. Ich rubble, seife, peele. Das professionelle Make-up, für das die Visagistin zwei Stunden gebraucht hat, ist nach wenigen Minuten ab. Ich schaue mich im Spiegel an und finde mein Gesicht plötzlich ausdruckslos, fad, ja langweilig. Noch vor einer Stunde stand ich als Barbie-Puppe vor der Kamera – ein gänzlich unfeministischer Akt, und doch fühlte ich mich irgendwie stark. Es ist mir peinlich, das aufzuschreiben, aber es war ein gutes Gefühl, zu merken, dass auch mein Gesicht so aussehen kann wie eines aus der Maybelline-Werbung.

Doch dieses gute Gefühl ist perfid. Was wir in solchen Situationen – etwa wenn unser Selfie auf Instagram gut ankommt – fühlen, ist bloss Scheinermächtigung in einer durch und durch sexistischen Welt. Aber lasst mich ausholen: Eigentlich könnte

man denken, es sei eine grossartige Zeit, um Feministin zu sein. Alles, was Frauen gerade tun, gilt als selbstermächtigt: ein

Nackt-Selfie zu schiessen, zu twerken oder eben – sich stundenlang für ein Selfie zu schminken, welches man dann mit der Community teilt.

Heiss und stark

Dass da etwas nicht stimmen kann, habe ich zum ersten Mal gemerkt, als ich die Debatte unter Feministinnen über das Phänomen der Kylie-Jenner-Mädchen verfolgte. Für Uneingeweihte: Das sind junge Mädchen, kaum 18, die sich die Lippen aufspritzen lassen, sich das Gesicht mit

absurd viel Schminke zukleistern und sich mit Gangster-Blick selbst ablichten – wofür sie millionenfach geliked werden. Trotz dieser grotesken Darstellung von Weiblichkeit werden diese Frauen nun also auch von einigen Feministinnen als Idole der Ermächtigung gefeiert. Warum? Weil es Frauen lange verboten war, sich und ihren Körper selbstbewusst zu zeigen und zu inszenieren. Nun kommen diese «Insta-Girls» und stylen sich – scheinbar nur für sich. Einfach, weil es ihnen Spass macht, das perfekte Selfie zu schiessen. Sie sind heiss, sie sind stark, und sie wissen es.

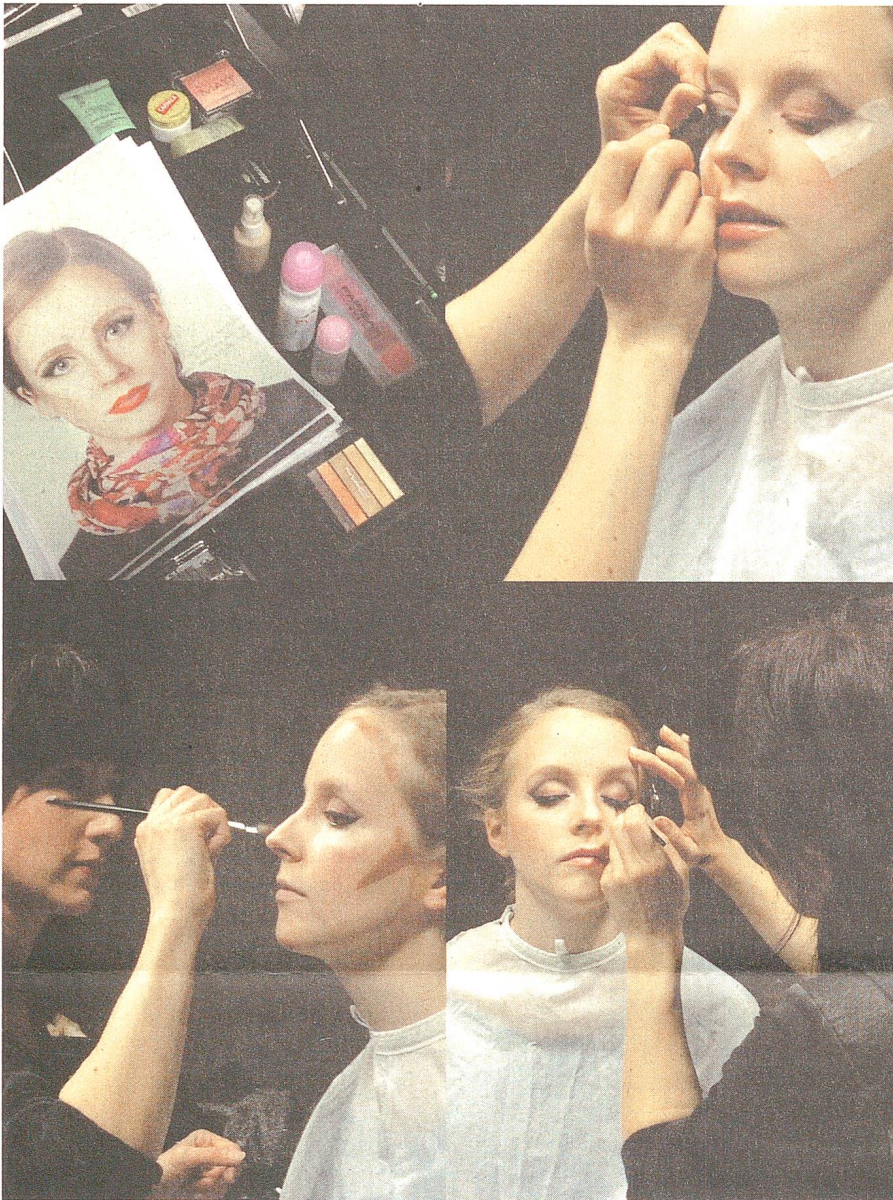
Überlebensstrategie

Diese Haltung ist verständlich, aber dennoch falsch. Denn die Idee der Selbstermächtigung durch Eyeliner und Contouring ist fast schon zynisch. So gibt es wenig, wofür Frauen mehr diffamiert und herabgesetzt werden als für ihr Aussehen. Frauen, die vom gesellschaftlichen Ideal abweichen, bei Enthaarungs-Kulten, Diät-Wahnsinn und sexistischer Mode nicht mitmachen, müssen mit gravierenden Konsequenzen rechnen. Sie gelten als hässlich, nachlässig, seltsam, frivol und ungepflegt. Daher ist Schminke eher eine Überlebensstrategie als ein Akt der Emanzipation.

In diesem Kontext ist die Entscheidung, sich zu schminken, auch keine echt freiwillige, wie es immer verharmlosend heisst. Klar, niemand will leugnen, dass Sport, Make-up und Shopping grossartig sein können – nur werden die Geschlechter noch immer an unterschiedlichen Kriterien gemessen und für Frauen ist der Druck, sich unablässig zu optimieren, unerträglich hoch. Wer nicht das «Glück» hat, westlich, dünn und jung auszusehen, investiert noch mehr Zeit und Geld, um nicht stigmatisiert zu werden.

Alles, was Frauen gerade tun, gilt als selbstermächtigt: Nackt-Selfies, Twerken, Schminken.





Geduld und Gloss: In zwei Stunden zur Barbie.

Vor diesem Hintergrund sind Selfies von Minderjährigen, die sich zu ästhetischen Gesamtkunstwerken schminken, das Gegenteil echter Ermächtigung. Denn, die Mädchen tun genau das, was von ihnen erwartet wird, und fordern das gängige Machtgefüge nicht heraus: Sie machen sich hübsch, lassen sich nach äusseren Kriterien beurteilen und halten den Mund.

Das ist per definitionem Sexismus, extrem fieser Sexismus sogar, weil sich die Millionen von Likes für die Mädchen in ihrer subjektiven Wahrnehmung ja tatsächlich klasse anfühlen. Doch ursprünglich beschrieb Ermächtigung den Autonomiegewinn einer Gruppe als Ganzes, nicht nur eines Individuums. Etwas plump ausgedrückt bedeutet dies, dass es

den alleinerziehenden Müttern und den ausgebeuteten Pflegerinnen aus Rumänien nichts bringt, wenn sich irgendwo eine Achtzehnjährige in ihrer Haut wohl fühlt.

Doch diese Kritik ist nicht an die aufgestylten Frauen gerichtet, sondern an den Umstand, dass Frauen noch immer mehr geliebt werden, wenn sie hübsch sind, als wenn sie wertvolle Arbeit leisten. Die Kritik gilt diesem perfiden Sexismus, der uns als Ermächtigung verkauft wird und sich sogar noch gut anfühlt.

Teufelskreis

Gleichzeitig soll dies aber nicht bedeuten, dass Make-up und Feminismus nicht zusammenpassen. Im Gegenteil, keine trägt schärferen roten Lippenstift als Laurie Penny, die Königin des modernen Feminismus – und auf das Gefühl, das einem neue Schuhe oder ein hübsches Selfie geben, soll nicht verzichtet werden. Nur eben mit Vorsicht.

Doch bewegt sich der Feminismus gerade in einem Teufelskreis um die Frage, ob Kim Kardashian, Kylie Jenner und wie sie alle heissen Idole des Feminismus sind, und generell um die Frage, ob sich Feministinnen schminken dürfen. Das lenkt von Wichtigerem ab. Und widerspricht der Grundidee des Feminismus, bei dem es eben gerade darum geht, eine Gesellschaft zu schaffen, in der Frauen nicht vorgeschrieben wird, wie sie auszu-sehen haben.

Dass es noch nie einfacher war, Feministin zu sein, weil man sich Ermächtigung durch ein gutes Ego mit Stöckelschuhen und Wimpernzange erkaufen kann, stimmt also nicht. Im Gegenteil war es wohl noch nie so schwierig, weil die grossen Ziele immer undeutlicher werden, weil man es sich als (westliche, privilegierte) Feministin ziemlich gemütlich einrichten kann – und es sich so verdammt gut anfühlt, beim sexistischen Zirkus mitzumachen. Wir müssen uns darum immer wieder vergegenwärtigen, dass wir noch immer in einer Welt leben, in der Frauen «Likes» bekommen, wenn sie sich selbst zum sexuell verfügbaren Objekt machen – und gehasst werden, wenn sie sich öffentlich für gerechten Lohn und die Rechte von Sexarbeiterinnen aussprechen. Umso mehr braucht es Ermächtigung – echte, jenseits von Likes und Barbie-Schminke! ♦

ALPEN ROCK

PARTY
Freitag & Samstag
22.30 - 4.00 Uhr

Feiern bis die Alpen glühn!
Jedes Wochenende
sorgen wir für
unvergessliche Momente.

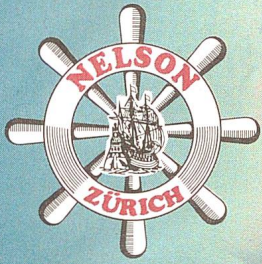


Gratis Shuttle-Bus
von 21:00 - 04:00
ab Bahnhof Dietikon

**DIE PARTYLOCATION
IN DIETIKON**

AlpenRock Dietikon
Riedstrasse 4
8953 Dietikon

info@alpenrock.ch
+41 44 850 60 50
www.alpenrock.ch



1 MIN VOM HB ENTFERNT
IMMER GRATIS EINTRITT
FR & SA OFFEN BIS 04:30

www.nelsonpubzurich.ch
Visit our website and join our community!

Jeden
Donnerstag
**STUDI
NIGHT**

**20% Rabatt
auf Getränke**

mit **Studentenausweis**
(exkl. Spirituosen) (ab 20 Jahren)

Verdienst du einen fairen Lohn?

Lohnmobil + ♥ =

... unterwegs für Lohngleichheit

In Zukunft erfolgreich deinen Lohn verhandeln und selbstbewusst auftreten!

«Herausforderung Lohnverhandlung» ist eine von vielen Veranstaltungen im Rahmen der Wanderausstellung zur Lohngleichheit von Frauen und Männern. www.lohnmobil.ch

Das Lohnmobil macht Halt in Zürich und Winterthur

31. Mai – 8. Juni 2016 Hechtplatz, Zürich

9. Juni – 12. Juni 2016 Vorplatz Archhöfe, Winterthur



Kanton Zürich
Fachstelle für Gleichstellung von Frau und Mann

Das Lohnmobil kommt.

Eine Wanderausstellung zur Lohngleichheit
von Frauen und Männern



Mit SWISS beruflich abheben.

Teilen Sie Ihre Begeisterung fürs Fliegen mit uns und werden Sie als Cabin Crew Member Teil von SWISS. Täglich fliegen wir Tausende von Gästen mit 95 Flugzeugen zu über 100 Reisezielen und bringen Schweizer Qualität in die ganze Welt. Wenn Sie mit uns abheben wollen, dann freuen wir uns, Sie am Cabin Crew Casting am 18. Juni in Luzern oder am 25. Juni in Kloten begrüßen zu dürfen!



Mehr Informationen zum
Cabin Crew Casting auf
swiss.com/careers